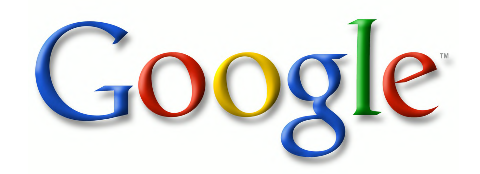
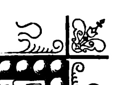






SIGILLVM·ACADEMIAE·HARVARDIANAE·IN·NOV·ANG·
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS



Jakob Stainer

der Geigenmacher von Absam

in

Geschichte und Dichtung.



Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1892.



der Geigenmacher von Absam

in

Geschichte und Dichtung.



Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1892.

Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Inhalt.

Der Geigenmacher

Jakob Stainer,

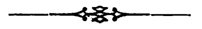
geboren 1621 — gestorben 1683.

Eine Lebensskizze

nach Urkunden bearbeitet.

Von

S. Ruf.



Vorrede.

Wir haben schon seit Jahren in verschiedenen tirolischen Blättern Bruchstücke aus Stainer's Leben veröffentlicht, und sind nun wiederholt von Musikern und von Freunden der vaterländischen Geschichte ersucht worden, diese bisher über das Leben dieses großen Künstlers erschienenen Daten zu ordnen und im Zusammenhange herauszugeben.

Jeder, der für diesen durch seine außerordentlichen Leistungen im Baue der Geigen so berühmt gewordenen Meister auch nur einiges Interesse hat, wird einsehen, daß eine solche Herausgabe als durchaus gerechtfertigt erscheint; zumal das bisher bekannt gegebene nur spärlich und in sehr geringem Maße zur allgemeinen Kenntniß gekommen ist.

Wer es einmal unternimmt, eine Kunstgeschichte Tirol's zu schreiben, der wird das Leben und Wirken dieses Künstlers nicht umgehen können.

Wir halten übrigens dafür, daß die Akten über die Lebensverhältnisse dieses Mannes noch nicht als abgeschlossen zu betrachten seien. Es kann einem spätern Forscher leicht gelingen, noch manches Interessante über das Leben dieses Künstlers aufzufinden. Wir wollten und konnten daher diese unsere Arbeit vorläufig nur als eine „Skizze" bezeichnen. Was aber diese Skizze enthält, ist durchweg auf verläßliche Urkunden gegründet. Es wollte uns scheinen, daß es immerhin besser ist, Weniges, aber Wahres, als Vieles und Falsches über das Leben einer so berühmt gewordenen Persönlichkeit zu berichten.

Wir haben es daher vorgezogen, nicht das, was bisher die Sage und die Romantik von diesem Manne zu sagen wußten, hier wieder zu sagen, sondern vielmehr diese durch und durch eigenthümliche Künstlernatur, gereinigt von allen Fabeln und falschen Angaben, den Lesern vorzuführen.

Wir haben auch von Stainer's Instrumenten gesprochen, dabei aber, da uns die Gabe des specifisch musikalischen Kunstsinnes nicht gegeben ist, mehr das Historische, als Künstlerische derselben berührt. Das Urtheil über den Bau und den eigentlichen Kunstwerth dieser Instrumente mußten wir wirklichen Kennern anheimstellen, welches anzuführen, wir auch nicht unter-

lassen haben. Obwohl sich schon bei Stainer's Lebzeiten über dessen Werke bei allen Musikern ein allgemein durchgreifendes Urtheil gebildet hatte, haben wir, zur weitern Orientirung der Leser, auch die Urtheile namhafter musikalischer Auctoritäten aus der neuesten Zeit hier aufgenommen.

Was für eine Aufnahme dieses Büchlein finden wird? Wer kann das wissen! Es ist ein alter Spruch: „Habent sua fata libelli". —

In Betreff der Auffindung gewisser Urkunden im Statthalterei-Archiv in Innsbruck wurden wir vom kaiserlichen Rathe Dr. Schönherr besonders unterstützt, dem wir hiemit unsern verbindlichsten Dank erstatten.

Hall in Tirol, im Dezember 1871.

S. Ruf.

Inhalts-Anzeige.



I.

Einleitung.

Ueber keinen Künstler Tirols wurde von jeher so viel Falsches und Unwahres verbreitet, als über den berühmten Geigenmacher Jakob Stainer von Absam. Schon bald nach dessen Tod, der im Jahre 1683 erfolgt war, kamen die Lebensverhältnisse dieses ausgezeichneten Meisters fast ganz in Vergessenheit, während doch dessen Instrumente in ganz Europa gesucht und bewundert wurden.

Die bedeutsamen Zeitereignisse, welche gerade damals, als Stainers Tod stattfand, über Oesterreich hereinbrachen und alle Gemüther in Anspruch nahmen, mögen viel dazu beigetragen haben, die Aufmerksamkeit von Stainer ab- und andern Dingen zuzulenken. Wir werden diese Ereignisse später anführen.

Durch fast hundert Jahre hat nicht Ein Historiker es unternommen, wirkliche Lebensdaten über diesen Künstler zu sammeln und zu veröffentlichen. Die erste

Erwähnung von Stainer macht der Archivar Johann Primisser in seiner „Chronik“ gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Er sagt aber nur, daß Stainer im Jahre 1673 als berühmter Geigenmacher in Absam gelebt habe. Erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts unternahm es der Gubernialrath Benedikt von Sardagna, über Stainers Lebensverhältnisse Nachforschungen anzustellen. Die Resultate derselben wurden dann nach dessen Tod im „Boten für Tirol“ im Jahre 1822 veröffentlicht. Selbe sind äußerst kurz und lauten: „Stainer war zu Absam ansässig. Wo oder wann er geboren, ist unbekannt. Daß er von Absam gebürtig war, läßt sich vermuthen, aber nicht nachweisen, da die Taufbücher der dortigen Pfarre so weit in die Vorzeit nicht zurückgehen. Diese Taufbücher sagen aber, daß Stainer mit Margareta Holzhammer verehelicht war, und daß sie ihm drei Töchter geboren hatte. Das Jahr seines Todes ist wieder nicht bekannt; nur sieht man aus einer Urkunde vom Jahre 1684, daß Stainer damals schon gestorben war. Einer Sage nach soll Stainer das Geigenmachen zu Venedig gelernt haben; Andere aber wollen, er habe diese Kunst in Cremona gelernt.“ Am Schlusse heißt es: „Stainer hat sein Leben sehr traurig geendet; er war die letzten Jahre in dem Grade wahnsinnig, daß er gebunden werden mußte. Man zeigt noch in seinem Hause zu Absam in einer hölzernen Bank ein Loch, das in der Absicht gemacht wurde, um durch dasselbe ihn anzubinden. Hierin besteht Alles, was Sardagna

von Stainer zu erheben vermocht hat und es wird schwerlich gelingen, mehr als dieses auszuforschen."

Diese wenigen Daten wurden dann bald zu Erzählungen, Novellen und Dichtungen aller Art benützt. Je weniger man von Stainer wußte, desto mehr glaubte man von ihm zu wissen. Je kleiner das historische Material war, desto größer war der Spielraum für die Phantasie und für die Dichtung. Schon im Jahre 1825 erschien in der beletristischen Zeitschrift „Orangenblüthen" eine poetische Erzählung: „Jakob Stainer" betitelt. Im Jahre 1829 gab Dr. Johannes Schuler in den „Alpenblumen" die Novelle „Jakob Stainer" heraus, welche in der That als ein Meisterstück ächter Poesie bezeichnet wurde. Im Jahre 1835 verarbeitete August Lewald diese Novelle, ohne die Quelle anzugeben, mit weiteren romantischen Ausschmückungen unter der Aufschrift: „Ein Abend in Absam" für sein „Reisebuch in Tirol." Von allen diesen poetischen Arbeiten hatte aber nicht Eine eine neue historische Thatsache aus Stainers Leben zu Tage gefördert.

Noch im Jahre 1837 klagte Beda Weber in seinem Werke: „Das Land Tirol" I. S. 403, daß man nicht einmal den Ort, wo Stainer geboren sei, diplomatisch nachweisen könne.

Unter solchen Verhältnissen begannen wir im Jahre 1839 unsere Forschungen über Stainers Leben. Zuerst untersuchten wir das Pfarr-Archiv in Hall und fanden da die bis dahin vermißten Tauf-, Trauungs- und Sterbebücher der alten Pfarre Absam, welche uns

1*

über die Geburt und über die Verehelichung Stainers, sowie über die Zahl seiner Kinder u. s. w. die evidentesten Aufschlüsse gaben.

Diese Daten übergaben wir dann im Jahre 1841 dem Dr. Johannes Staffler, der selbe in seinem Werke: „Tirol und Vorarlberg" 1842 I. S. 587 mit den Worten veröffentlichte: „Bisher war das Dorf Absam nur muthmaßlich als Stainers Geburtsort bezeichnet, dessen Geburtszeit aber gänzlich unbekannt." Jetzt war Beides erwiesen. Am Schlusse sagt er: „Außer dem hier Angeführten ließ sich von diesem merkwürdigen Manne bis jetzt nichts Urkundliches auffinden."

Indessen wurde die ganze Macht der Phantasie aufgeboten, um Stainers Leben zu verherrlichen. Ein gewisser Theodor Rabenalt dramatisirte Schulers Novelle und brachte das Stück unter dem Titel: „Jakob Stainer, ein vaterländisches Charakter- und Sittengemälde", auf die Bühne. — Das Jahr 1843 lieferte wieder zwei poetische Novellen über Stainer; die eine von Josef Brüssel erschien in der „Charitas"; die andere von Julius von der Traun in den „Südfrüchten". — Allein auch diese Produkte gaben über Stainers Leben keine näheren Aufschlüsse. Daß die in dem Staffler'schen Werke veröffentlichten Notizen über Stainer anderwärtig fast gar nicht benützt wurden, sieht man aus dem im Jahre 1854 in München erschienenen „Bericht der Beurtheilungs-Kommission bei der allgemeinen deutschen Industrie-Ausstellung" von

Dr. K. Schafhäutl, Konservator und Professor in München. „Keines unserer biographisch-musikalischen Wörterbücher", sagt der Verfasser, „weiß mehr von Stainer, als daß er in der Mitte des 17. Jahrhunderts gelebt hat." —

Durch Dr. Schafhäutl, diesen großen Kenner der Stainer-Geigen, aufgefordert, über Stainers Leben weitere Nachforschungen anzustellen, durchsuchten wir bald nachher das Stadt- und Salinen-Archiv in Hall und das Statthalterei-Archiv in Innsbruck und fanden da viele bisher ganz unbekannte Daten über Stainer. Die Resultate dieser Forschungen gaben wir dann im Jahre 1857 und im Jahre 1864 in der „Volks- und Schützen-Zeitung" heraus.

Wie wenig auch diese Daten in weiteren Kreisen bekannt und benützt wurden, sieht man aus der Schrift, welche im Jahre 1865 in Hamburg erschien: „Die Geigenmacher der alten italienischen Schule." Von Nikolaus Diehl. Der Verfasser weiß von Stainer nur das zu sagen, „daß die Geschichte dieses Meisters dunkel sei und durchweg einen romantischen Anstrich habe." — „Alles was man von Stainer weiß," sagt er, „ist, daß er vom Jahre 1650—1667 in Absam gelebt und gearbeitet hat." „Später soll Stainer," sagt er weiter, „in ein Kloster gegangen sein. Da habe er, um seinen Ruhm zu vervollständigen, zwölf Geigen von der kostbarsten Arbeit gemacht und selbe an die damaligen zwölf Reichsfürsten geschickt."

Wir wissen nicht, aus welcher Novelle der Ver-

fasser diese Nachrichten geschöpft haben mag; aber das wissen wir, daß selbe durchwegs in das Reich der Fabeln zu setzen sind.

Auch das Werk: „Die Violine und ihre Meister“ des Josef Wilhelm Wasielewski vom Jahre 1869 gibt sowohl den Tag, als auch das Jahr der Geburt Stainers falsch an und enthält noch überdies viele andere Unrichtigkeiten.

So vollzog sich nach und nach ein immer größerer sagenbildender Prozeß, so daß sich selbst Stainers Persönlichkeit fast als Mythe zu gestalten begann.

Bei solchen Verhältnissen ist es gewiß angezeigt, wenn wir hier wahre, auf sichere Quellen sich stützende Daten aus Stainers Leben der Oeffentlichkeit übergeben.

Es gibt freilich Leute, die mehr an der Dichtung, als an der Wahrheit, mehr an der Poesie, als an der Wirklichkeit Gefallen finden. Bei diesen wird das, was wir aus alten Archiven, aber wahr und getreu über Stainer zu Tage gefördert haben, weniger Anklang finden, als das, was die Dichtung und die Romantik so schön und poetisch von diesem Manne bisher zu sagen wußten. Nun ja, „de gustibus non est disputandum“.

II.

Stainers Lebensverhältnisse.

Aus allen Aktenstücken, die uns in Betreff dieses Mannes zu Gesicht gekommen, geht klar hervor, daß die Tage seines Lebens keine großartigen Epochen enthalten, sondern daß selbe vielmehr als stille, der Kunst und der Familie ergebene sich darstellen, welche im Ganzen mehr tragische als fröhliche Momente enthalten.

Jakob Stainer wurde am 14. Juli 1621 im Dorfe Absam bei Hall geboren. Seine Eltern waren Martin Stainer und Sabina Grafinger[1]).

Absam war damals eine wohlhabende Gemeinde. Der nahe Salzberg und die Salinenwerke in Hall bildeten die Haupterwerbsquelle der Bewohner des Dorfes.

In Betreff des Umstandes, wo und bei wem der junge Stainer das Geigenmachen erlernt habe, konnte

---

[1]) Taufbücher der Pfarre in Hall.

bisher nichts Historisches ermittelt werden. Uns wenigstens ist es nie gelungen, auch nur die leiseste Spur aufzufinden, daß Stainer je in Venedig oder in Cremona gewesen sei. Staffler sagt ganz richtig: „Alles, was über Stainers Lernzeit, seine Ausbildung, seinen Aufenthalt in Venedig u. s. w. erzählt wird, wurde ohne historische Bürgschaft, nur auf dem Gebiete der Sage und der Dichtung gesammelt“[1]).

Historisch gewiß ist nur, daß Stainers Jugendjahre in eine Zeit fielen, wo sich in Innsbruck am Hofe des Erzherzogs Leopold und der Claudia v. Medicis sehr viele italienische Musiker aufhielten und wo diese Stadt von Zeit zu Zeit von italienischen Fürsten besucht wurde, denen zu Ehren dann häufige musikalische Feste gegeben wurden.

Die Sage, daß Stainer in Italien das Geigenmachen erlernt haben soll, kann dadurch entstanden sein, daß er anfänglich seine ersten Instrumente häufig nach den Mustern italienischer Meister, besonders des damals berühmten Nicolo Amati, zu arbeiten begann. Solche Instrumente waren zur selben Zeit in Innsbruck sehr im Gebrauch. Ihre Bestätigung mag diese Sage auch durch eine Geige, welche sich im Kloster Stams befindet, erhalten haben. Diese Geige hat die Inschrift: „Jacobus Stiner, Cremonia fecite 1642“. Man glaubte nun, das Wort „Stiner“ müsse „Stainer“ heißen, und daß nach dem st das a ausgeblieben sei,

---

[1]) Tirol I. S. 588.

da auch statt „fecite“ fecit me und statt Cremonia Cremona gelesen werden müsse. Allein wirkliche Kenner der Stainer-Geigen haben diese Geige nie dem Stainer zugeschrieben.

Alle, welche sich die Mühe gegeben haben, den ganz eigenthümlichen Bau der Stainer-Geigen genau zu studiren, sind von selbst auf den Gedanken gekommen, daß Stainer aus sich die Meisterschaft im Geigenmachen errungen habe. So sagt z. B. Hyacinth Abele, dieser große Kenner musikalischer Instrumente, in seinem Buche: „Die Violine, ihre Geschichte und ihr Bau“: „Stainer schuf in Deutschland die eigentliche Aera des Violinbaues. Obgleich er sich nach Amati bildete, so folgte er doch im Bau seiner Geigen anderen, selbstgeschaffenen Prinzipien“. — Die Klänge der italienischen Geige hatten seinem deutschen Gemüthe nicht vollkommen zugesagt; er sann und sann, baute und arbeitete und schuf so die deutsche Geige. Dr. Schafhäutl nennt ihn daher mit vollem Recht den „Vater der deutschen Geige“.

Im Jahre 1641 war Stainer in Absam schon vollauf mit Geigenmachen beschäftiget. Er war damals 20 Jahre alt. Er verkaufte seine Instrumente auf den Haller Märkten an ausländische Kaufleute. — Ein schönes Instrument aus dieser Zeit soll, wie Hyacinth Abele in seinem angeführten Werke sagt, im Besitze des Balletmeisters Gardel in Paris gewesen sein.

Im Jahre 1643 unternahm Stainer eine Reise nach Salzburg, wo, wie ein Bericht sagt, „dem Lauten-

macher Jakob Stainer v. Absam aus dem Innthale, von der Hochfürstlichen Zahlmeisterei für eine dargegebene Viola bastarta 30 Gulden entrichtet wurden" [1]).

Bald nachher unterhielt Stainer mit einem Mädchen aus Absam ein intimes Liebesverhältniß. Das alte Taufbuch der Pfarre in Hall sagt: „Am 7. Oktober 1645 dem Jakob Stainer, Geigenmacher zu Absam, so etliche Wochen vor dem Handstreich eine Tochter bei seiner Braut gehabt, genanndt Margaretha Holzhammer, auch zu Absam, das Kind Ursula getauft" [2]).

Schon im folgenden Monat, nämlich am 26. November verehelichte sich Stainer mit Margaretha Holzhammer. Als Zeugen bei der Hochzeit waren Michael Pamperger und Hans Grafinger zugegen. Als Brautführer erschien Andreas Darnhofer [3]).

Margaretha Holzhammer war um drei Jahre jünger als Stainer, sie war am 10. März 1624 geboren. Ihre Eltern waren: Georg Holzhammer und Margaretha Aschaber. [4])

Im Jahre 1648 unternahm Stainer eine Reise nach Oesterreich und hielt sich in Kirchdorf, im Lande ob der Enns, längere Zeit mit Geigenmachen auf. Er wohnte im Hause eines jüdischen Kaufmannes, Salomon Huebmer, mit dem er schon früher auf den

---

[1]) Jahresbericht des Museums in Salzburg 1858.
[2]) Taufbücher der Pfarre in Hall.
[3]) Trauungsbuch der Pfarre in Hall.
[4]) Taufbücher der Pfarre in Hall.

Haller Märkten Bekanntschaft gemacht hatte. Bei seiner Abreise von Kirchdorf hinterließ er „für Zehrung, Zins und andere verursachte Unkösten" eine Schuld von einigen Gulden, welche ihn später in die größten Unannehmlichkeiten verwickelte[1]).

Im Mai 1648 hatte sich Erzherzog Ferdinand Karl, der im Jahre 1646 die Regierung angetreten hatte, bei Gelegenheit der Eröffnung des Erzherzogs-Berges im Salzberge mit seiner Gemahlin Anna, Großherzogin von Toskana, seinem Bruder Sigmund Franz und seinem ganzen Hofstaat drei Tage in St. Magdalena im Hallthale aufgehalten. Hier war es, wo der Erzherzog mit Stainer bekannt wurde und nicht nur dessen Instrument, sondern auch dessen vortreffliches Spiel bewunderte[2]). Er berief ihn dann häufig nach Innsbruck, und Stainer ließ sich auch, wie eine spätere Urkunde sagt, „zum öftern mit unterthänigstem Fleiß und zu gutem Contento, in solcher seiner Profession daselbst gebrauchen"[3]).

Aus den alten Taufbüchern in Hall geht hervor, daß Stainer mit seiner Familie in verschiedenen Häusern in Absam gewohnt hatte; zuerst gleich nach seiner Hochzeit in dem Hause seiner Schwiegereltern, später in „Breitweg", unweit der „erzfürstlichen Hammerschmiede".

---

[1]) Stadt-Archiv in Hall.
[2]) Salinen-Archiv.
[3]) Urkunde im Ferdinandeum.

Am 12. November 1666 kaufte er von seinem Schwager Paul Holzhammer ein eigenes Haus sammt Garten. Dieses Haus stand hart am Wege dem Kripp'schen Schlosse gegenüber und war gegen Südwesten mit einer Reihe großer Lindenbäume umgeben [1]).

Um diese Zeit war Stainers Ruf als Geigenmacher aufs Höchste gestiegen. Kunstkenner hatten ihm den Titel beigelegt: „Celeberrimus testudinum musicarum Fabricator" [2]).

Da sich Stainer immer mehr der Gunst des Erzherzogs zu erfreuen hatte, so ernannte ihn dieser unterm 29. Oktober 1658 zu seinem Hofgeigenmacher, „beglückte" ihn, wie das ihm darüber ausgestellte Diplom sagt, „mit dem Titel eines erzfürstlichen Dieners, und sah ihn gnädigst als solchen an" [3]).

Bisher wurde Stainer in den kanonischen Büchern immer nur als „Geigenmacher" eingetragen; von nun an aber erhielt er in demselben die Prädikate: „ehrsamer und fürnehmer Herr."

Am 26. Dezember 1662 ging Erzherzog Ferdinand Karl mit Tod ab. Stainer hatte an ihm einen großen Gönner verloren. Erzherzog Sigmund Franz, der nun die Regierung antrat, war den Musikern nicht mehr hold. Schon im folgenden Jahre 1663 entließ er alle italienischen Musiker aus

---

1) Gerichts-Archiv in Thaur.

2) Bibl. Tirolensis B. 235 S. 127.

3) Urkunde im Ferdinandeum.

seinem Hofe in Innsbruck. Die Regierung dieses Fürsten war aber nicht von langer Dauer. Er starb schon am 24. Juni 1665. Mit ihm erlosch die zweite österreichisch-tirolische Regenten-Familie. Tirol kam an Kaiser Leopold I.

Stainers Ehe war reich mit Kindern gesegnet. Er hatte neun Kinder: acht Mädchen und einen Knaben, Namens Jakob, der frühzeitig starb. Das letzte Kind, Namens Gertraud, erhielt Stainer im Jahre 1666[1]).

Unterm 22. August 1667 wurde Stainer durch das Gericht in Thaur vorgeladen, wo ihm angekündet wurde, daß von Salomon Huebmer, Kaufmann in Kirchdorf, bei dem er sich im Jahre 1647 „mit Geigenmachen" aufgehalten, ein Schreiben des Inhaltes vorliege, daß dieser von ihm eine Schuld zu fordern habe. Stainer gestand diese Schuld zu, bezahlte vorläufig 15 Gulden und stellte einen Revers aus, daß er den Rest dieser Schuld am künftigen Haller Markte entrichten werde[2]).

Im Herbste 1668 ließ Stainer durch die Regierungsräthe in Innsbruck dem Kaiser in Wien ein „unterthänigstes Memorial" überreichen, in welchem er sagt, daß ihn schon im Jahre 1658 Erzherzog Ferdinand Karl, Graf von Tirol, zum Geigenmacher ernannt und mit dem Titel eines erzherzoglichen Dieners beglückt habe, und „unterthänigst"

[1]) Taufbücher in Hall und Absam.

[2]) Stadt-Archiv in Hall.

bitlet, daß auch der Kaiser gnädigst geruhen möge, ihn gleichfalls „mit gleichem Titel zu begnadigen“. In diesem Memorial stellt er zugleich das „gehorsamste Erbieten“, sich auch künftig als Hofmusikus gebrauchen zu lassen.

Kaiser Leopold I. erhörte Stainers Bitte und ernannte ihn mit Diplom vom 9. Jänner 1669, gegeben zu Wien, als Hofgeigenmacher, und zwar aus dem Grunde, „weil“, wie das Diplom sagt, „dem Kaiser des getreuen und lieben Stainers gute Qualität und Experienz des Geigenmachers absonderlich angerühmt worden sei.“ — Dieses Diplom beginnt mit den Worten: „Wir Leopold von Gottes Gnaden, erwählter römischer Kaiser bekennen öffentlich mit diesem Brief, und thun kund männiglich, daß wir den Jakob Stainer gleichfalls, wie weiland Erherzog Ferdinand Karl, Graf von Tirol, mit dem Titel unseres Dieners gnädigst gewürdiget und angesehen, und dazu aufgenommen haben, und zwar dergestalt, daß Er, Stainer, von nun an für unsern Diener erkannt und gehalten werde“, und schließt mit den Worten: „zugleich bestätigen wir, daß Stainer alle und jede Gnade, Ehre und Würde, Sportl, Recht und Gerechtigkeit, auch Exemtion allermassen und Gestalt, wie andere dergleichen unsere Diener, sich erfreuen und genießen soll und mag, unverhindert menniglich“ [1]).

Das war die letzte erfreuliche Nachricht

[1]) Urkunde im Ferdinandeum.

für Stainer. Von nun an brach eine Reihe unglücklicher Ereignisse über ihn herein.

Schon unterm 26. März desselben Jahres wurde er neuerdings von dem Gerichte Thaur vorgeladen, und zwar abermals wegen des Restes der Schuld, welchen er dem Kaufmann Salomon Huebmer zu entrichten hatte, und worüber er vor zwei Jahren einen Revers des Inhaltes ausgestellt hatte, daß er selben am nächsten Haller Herbstmarkte zahlen werde. Das Gericht eröffnete ihm zugleich, daß Huebmer nicht nur die Bezahlung dieser Schuld, sondern auch die Erstattung aller bisher wegen derselben gemachten Auslagen verlange.

Stainer entgegnete, daß die Schuld nicht so hoch sein könne, wie sie Huebmer angebe, da er ja im August 1667 einen Theil derselben abgetragen habe. Er habe den nicht ungegründeten Verdacht, daß er von diesem Manne hintergangen worden sei. Den wirklichen Rest werde er ihm schon auf dem Linzer Markte zusenden. — Der Richter, der keine Ursache hatte, an der Ehrenhaftigkeit Stainers zu zweifeln, nahm für ihn Partei und schrieb dem Kaufmanne: Das Gericht von Thaur könne und wolle sich mit Schuldeneintreiben nicht befassen; er möchte Jemanden in Hall ersuchen, der ihm künftig die Einkassirung dieser Schuld besorgen soll[1]).

Bald nachher verwickelte sich Stainer in ein an-

[1]) Stadt-Archiv in Hall.

deres großes Malheur, das für ihn die nachtheiligsten Folgen hatte. — Gerade um diese Zeit fanden in Tirol wieder an mehreren Orten lutherische Kundgebungen statt. Die Regierung ging auch deßhalb schon damals mit dem Plane um, „zur Widerlegung der immer von Neuem sich einschleichenden Irrlehren“ eine Universität in Innsbruck zu errichten[1]).

Auf den Märkten in Hall wurden öfters sectische Bücher durch ausländische Kaufleute verkauft.

Die eifrigsten Wächter in Betreff des katholischen Glaubens waren damals die Jesuiten in Innsbruck und Hall.

Auch Stainer scheint an der lutherischen Bewegung Theil genommen und sich durch Ankauf sectischer Bücher verdächtig gemacht zu haben. Anfangs April lief nämlich von Hall aus bei der Regierung in Innsbruck die Anzeige ein, daß Stainer und ein gewisser Jakob Meringer, Bürger von Hall, in Betreff „des Verbrechens der Ketzerei sehr verdächtig seien“. Beide wurden dann auf Befehl der Regierung durch Johann Vischer, Stadtrichter in Hall, ergriffen und gefänglich eingezogen. Unterm 26. April und dann wieder unterm 2. Mai trafen von Seite der Regierung Instruktionen ein, wie sich das Gericht in Hall gegen diese zwei Angeklagten zu verhalten habe. Unterm 25. Juni reichte Meringer bei der Regierung ein Bittgesuch „um gnädiges Verzeihen“ ein. Er sagt in

[1]) Statthalterei-Archiv.

demselben, daß man ihn fälschlich der Ketzerei angeklagt habe, daß er immer ein guter Katholik gewesen sei, und daß, falls seine Einkerkerung länger dauern würde, seine Familie einen großen Schaden zu erleiden hätte. Dieses Bittgesuch wirkte. Schon unterm 28. desselben Monats erhielt der Richter in Hall von der Regierung den Auftrag, ihn aus dem Gefängnisse zu entlassen. — Stainer blieb aber länger in Haft, und wurde fortwährend verhört. — Erst unterm 16. September erstattete der Richter in Hall an die Regierung die Anzeige: Stainer habe „von der geistlichen Obrigkeit" in Betreff des Verbrechens der Ketzerei die Absolution erhalten, worauf dann unterm 27. September die Regierung den Befehl ertheilte, den Angeklagten aus der Haft zu entlassen. Dieser Befehl enthielt zwar den Beisatz: ihn mit keiner weitern Strafe zu belegen, welche ihm in Bezug auf seine Ehre als kaiserlicher Diener und Hofgeigenmacher in Zukunft nachtheilig sein könnte [1]). Allein Stainer mußte bald bitter erfahren, daß er sich von dieser Zeit an nicht mehr der Gunst der Regierungsräthe in Innsbruck zu erfreuen hatte.

Kaum war Stainer aus dem Gefängnisse entlassen, so schrieben die Regierungs-Räthe an Dr. Paul Paprian, Regierungsanwalt und Gerichtsschreiber in Hall: „Wir haben leider in Erfahrung gebracht, daß durch den Buchführer Tobias Wagner aus Ulm auf den Haller

[1]) Stadt-Archiv in Hall.

Märkten lutherische Bücher verkauft, und daß durch den Ankauf derselben gewisse Leute zum Abfalle vom wahren Glauben verführt worden sind. Es ist daher unser ernstlicher Befehl, daß ihr in Zukunft mit Beiziehung eines Theologen die Buchführer auf den Märkten untersuchet, die verbotenen Bücher zu Euch nehmet und uns alsdann darüber Bericht erstattet [1]).

Indessen hatte der Kaufmann Huebmer um seine Schuldforderung von Stainer zu erhalten bei dem Gerichte in Kirchdorf seine Zuflucht genommen. Selbes schickte dann unterm 13. Oktober durch einen Schiffmann einen langen Bericht an den Gerichtsschreiber in Hall. In diesem Berichte, der aber erst am 25. Februar 1670 in Hall eintraf, wird gesagt, daß die Stainer'sche Schuld mit Einschluß aller bisher verursachten Unköjten sich nun auf 24 Gulden belaufe. Sollte die Stadt Hall diese Schuld von Stainer nicht einzubringen suchen, so habe Huebmer von der Stadt Linz bereits die Zusicherung, daß er am nächsten Linzer Markte den „nächsten besten" Haller Bürger dafür anhalten werde. Am Schlusse heißt es: „Kann Stainer, wie er behauptet, beweisen, daß er von diesem Kaufmanne hintergangen worden sei: so soll er selbst kommen. Man wird dann die Sache untersuchen, und billige Ausrichtung thun [2]).

Ueber den Ausgang dieses Prozesses haben wir

---

[1]) Stadt-Archiv in Hall.

[2]) Stadt-Archiv in Hall.

nichts Weiters aufgefunden. Es scheint, daß die mißlichen Geldverhältnisse, in denen sich Stainer damals befand, ihm nicht gestatteten, die Schuld zu tilgen.

Stainer und dessen Gemalin Margarethe erscheinen seit ihrer Verehelichung in den canonischen Büchern von Hall und Absam häufig als Taufpathen. Das letztemal trat Stainer am 15. Jänner 1672 bei der Taufe eines Kindes als „Gevatter" auf [1]).

In eben diesem Jahre unternahm er wieder eine Reise nach Salzburg, wo ihm das Hochfürstliche Zahlmeister-Amt für eine „Viola di Gamba" und für zwei „Viol-Krazzen" 72 Gulden entrichtete. Auch im Jahre 1675 hielt er sich wieder in Salzburg auf. Dasselbe Amt zahlte ihm damals für eine nach Hof gegebene Violin 22 Gulden und 4 Kreuzer [2]).

Im Jahre 1677 scheint Stainer noch sehr thätig gewesen zu sein; er lieferte damals zwei herrlich gebaute Geigen an das Kloster St. Georgenberg [3]).

Von dieser Zeit an verfiel Stainer, wir wissen nicht durch welche mißliche Verhältnisse, immer mehr in Schulden. Gegen Ende des Jahres 1677 erhielt er vom Grafen Albert Fugger den Auftrag: jene 450 Gulden, die er von ihm zu fordern habe, an das Pfannhaus-Amt in Hall zu entrichten. Stainer, der diesem Auftrage nicht entsprechen konnte, reichte dann

---

1) Taufbuch in Absam.

2) Jahresbericht des Museums in Salzburg 1858.

3) Fiechter-Archiv.

unterm 14. Dezember durch die Regierung in Innsbruck bei dem Kaiser in Wien ein Bittgesuch ein, daß man ihm diese Schuld „in Gnaden gut machen" möchte, da er sonst aus „Mangel an Mitteln" in Gefahr sei, von dem Pfannhaus-Amte mit Exekution bedroht zu werden [1]).

Da der Kaiser eben die dritte Hochzeit gefeiert hatte, zu welcher ihm die Stände Tirols ein Präsent von 30.000 Gulden überreichten, so setzte Stainer auf die Gewährung seiner Bitte die größte Hoffnung. Er wußte auch, daß er, vermöge des ihm ausgestellten Diplomes als kaiserlicher Diener und Hofgeigenmacher auf „alle und jede Gnade" gegründeten Anspruch habe, und daß solche kleine Schuldbeträge, welche das Pfannhaus-Amt zu fordern hatte, „den kaiserlichen Dienern" häufig in Gnaden nachgesehen und gut gemacht wurden. — Allein seine Hoffnung ging nicht in Erfüllung. —

Der Kaiser schlug ihm mit Erlaß vom 18. Februar 1678, gegeben zu Wien, die Bitte ab und zwar wie es in diesem Erlasse heißt: „der Konsequenz und anderer angeführten Ursachen wegen" [2]).

Diese „angeführten Ursachen" waren keine anderen, als daß sich Stainer einmal in Betreff des katholischen Glaubens „verdächtig" gemacht hatte. Eben aus dieser Ursache hatten die Regierungs-Räthe in Innsbruck Stainers Bittgesuch nicht gutächtlich einbegleitet. —

---

[1]) Statthalterei-Archiv.

[2]) Kaiserliche Resolutionen vom Jahre 1678. S. 164.

Am 1. März erhielt Stainer von Innsbruck aus den abschlägigen Bescheid des Kaisers. Von dieser Zeit an wurde er gänzlich unthätig und in sich gekehrt und fiel dann nach und nach ganz dem Wahnsinne anheim, von dem ihn erst im Jahre 1683 der Tod erlöste. —

III.

Nach Stainer's Tod.

Stainer's Todestag ist noch unbekannt. Derselbe konnte bisher nicht ermittelt werden. Daß Stainer, wie der vom Pfarrer Lechleitner an der Kirche in Absam im Jahre 1842 errichtete Gedenkstein sagt, „am Freitag nach St. Aegidi vor Sonnenaufgang" gestorben sei, gehört der Dichtung an. Daß Stainer im Jahre 1683 gestorben, geht daraus hervor, daß unterm 18. Jänner 1684 das Haus und der Garten des „fürnehmen Jakob Stainer, gewesten Geigenmachers zu Absam", von dessen Gläubigern, nachdem sich, wie das Gerichtsbuch sagt, „dessen Kinder und Erben der väterlichen Erbschaft entschlagen hatten", dem Blasius Keil, Salzbergs-Offizier, um den Preis von 700 Gulden guter Landeswährung überantwortet wurde [1]).

Dieser Blasius Keil hatte eine Schwester Stainer's, Namens Maria, zur Ehe. Stainer hatte zwei Brüder:

[1]) Gerichts-Archiv in Thaur.

Paul und Markus. Paul, mit Ursula Danler verehelicht, war Tischlermeister in Absam [1]).

Markus soll sich in Laufen in Oesterreich angesiedelt, und dort als Instrumentenmacher gelebt haben [2]). Seine Instrumente sind aber nie zu einem bedeutenden Rufe gekommen. Eine Violine von ihm aus dem Jahre 1683 war im Besitze der Familie Lang in Hall. Sie stammte aus dem im Jahre 1804 aufgehobenen Kloster Benediktbeuern.

In Betreff des Umstandes, ob Stainer allein gearbeitet, oder ob er Schüler gehabt habe, war man langehin in Unkenntniß.

Dr. Schafhäutl gibt nun in seinem „Berichte über die Industrie-Ausstellung in München" einen Schüler Stainer's an. Er sagt: „Von Mittenwald in Baiern, wo sich das deutsche Cremona für die Geigenmacherei, oder, wie man früher sagte, der Lautenmacherei befindet, begab sich ein Junge Namens Egidius Klotz, zu Stainer in Absam in die Lehre, und kehrte von da wieder nach seinem Geburtsorte Mittenwald zurück. Er wurde ein würdiger Schüler Stainer's. Klotz unterrichtete seinen Sohn Matthäus in allen Theilen der Geigenmacherei, und gründete dadurch einen Fabrikszweig, der sich noch gegenwärtig in voller Blüthe befindet." Andere behaupten, daß auch Mathias Albani

---

[1]) Canonische Bücher von Hall.

[2]) Encyklopädie der musikalischen Wissenschaften, 1838. B. 6, S. 466.

aus Bozen, geb. 1621, gest. 1673, eine Zeit lang bei Stainer in Arbeit gewesen sei.

Das Todesjahr Stainer's fiel in eine Zeit, wo für ganz Deutschland, besonders aber für Oesterreich, die gefahrvollsten Ereignisse herannahten. Am 14. Juli 1683 erschien nämlich der Großvezier Cara Mustapha mit 300.000 Bewaffneten und mit einem ungeheuren Troß vor Wien und belagerte die Stadt. Der Kaiser floh, von Furcht und Schrecken ergriffen, nach Linz, seine Mutter, die verwitwete Kaiserin Eleonora, ging nach Innsbruck, wo fortwährend in allen Kirchen zur Befreiung der Haupt- und Residenzstadt Andachten gehalten wurden. Diese Umstände, nebst dem, daß Stainer arm, von Allen verlassen, und wahnsinnig aus dieser Welt geschieden war, waren es, welche, wie wir schon in der Einleitung bemerkt haben, viel dazu beitrugen, daß die Lebensverhältnisse dieses Mannes bald vergessen wurden. Selbst der Ort, wo Stainer begraben wurde, fiel bald der Vergessenheit anheim. —

Stainer's Gattin Margaretha Holzhammer starb in großer Armuth, in einem Alter von 69 Jahren, im Jahre 1689. — Bald folgten ihr auch ihre zwei Töchter Anna und Maria. Beide starben arm und unverehelicht [1]).

In einer Urkunde vom 1. Februar 1694 erscheint noch einmal Stainer's Name. Blasius Keil trat damals als Besitzer des Stainer'schen Hauses gegen Franz

---

[1]) Sterbebuch der Pfarre Absam.

Adam von Kripp wegen einer Grundzinsforderung bei dem Gerichte klagend auf. Von nun aber verliert sich durch fast hundert Jahre jede Spur über Stainer's Leben [1]).

Wir haben über Stainer und dessen Familie im Ganzen mehr Tragisches als Erheiterndes erzählt. Wir haben nur nacherzählt, was uns die von uns aufgefundenen Daten vorerzählt haben. Aber eben diese Daten haben vielleicht manches poetische Gemüth verletzt, das Stainers Leben bisher nur aus Dichtungen kennen gelernt hat. Nun ja! wer das wirkliche Leben kennen lernen will, soll selbes nicht bloß von seiner idealen, sondern auch von seiner wirklichen Seite kennen. Sagt ja schon Göthe: „Wer nie sein Brod in Thränen aß — — — der kennt Euch nicht, ihr himmlischen Mächte!" —

[1]) Urkunde im Stainer'schen Hause.

IV.

Die Stainer-Geigen.

Rühmlicheres, als von den Lebensverhältnissen der Stainer'schen Familie wissen wir von Stainer's Instrumenten zu berichten.

Schon Benedikt von Sardagna, dieser eifrige Forscher über Stainer's Lebensverhältnisse und große Kenner der Instrumente dieses Meisters, sagt: „Der männliche und reine Ton der Stainer-Geigen, worin ihnen, nach dem Urtheile großer Kenner, sogar die so berühmten italienischen Geigen weichen, machte sie mit der Zeit so schätzbar, daß man später Mühe hatte, echte Stainer-Geigen unter dem Preise von 100 bis 300 Dukaten an sich zu bringen [1]).

„Ueber Stainer's Kunst", sagt Staffler, „spricht sich nur eine Stimme der Begeisterung aus. Seine Geigen werden selbst den Cremoneser-Geigen vorgezogen. Diese nun im Inlande äußerst selten gewor-

---

[1]) Bote von Tirol 1832.

denen Instrumente behaupten noch immer einen so hohen Preis, daß eine wirkliche Stainer-Geige, wenn sie doch verkauft wird, wohl unter 500 Dukaten nicht zu erwerben ist [1]).

Der berühmte Akustiker Savart in Paris ließ einmal — wie öffentliche Blätter berichten — eine Geige, die er für eine sehr vorzügliche hielt, mit einer von Stainer durch zwei ausgezeichnete Violinisten spielen. Anfangs wurde der Ton beider als vollkommen gleich erklärt; später aber gestand Savard selbst, daß der Stainer-Geige bei weitem der Vorzug gebühre.

Sehr ausgezeichnetes leistete eine Stainer-Geige, welche im Besitze des Konzertmeisters Frenzel in Mannheim war. Auch Mozart war im Besitze einer echten Stainer-Geige. Er hielt sie hoch in Ehren. Sie diente ihm später als Solo-Quartett-Instrument. Gegenwärtig ist selbe im Besitze des Herrn Lenk, Lehrer im Mozarteum in Salzburg. Sie wurde daselbst am Mozartfeste im Jahre 1856 als theure Reliquie ausgestellt. Sie trägt Stainer's Handschrift mit der Jahreszahl 1656.

Ein echter Stainerischer Violon befindet sich auch auf dem Chor in der Pfarrkirche zu Hall. Er hat die Aufschrift: „Jacobus Stainer Oenipontum fecit in Absam. 1653“ und klingt noch so scharf und fein, daß er bei dem vollsten Orchester herausgehört werden

---

[1]) Tirol 1842. I. S. 580.

kann. Dieser Violon wurde für das königl. Damenstift in Hall angefertigt und ging nach der Aufhebung dieses Stiftes im Jahre 1783 an diese Kirche über.

Bei der allgemeinen deutschen Industrieausstellung in München im Jahre 1854 sahen wir mehrere von Reiner und Hornstein aus Mittenwald nach Stainer'scher Form und Manier verfertigte Stainer-Geigen ausgestellt. Sie waren den alten Stainer-Geigen sehr ähnlich. Früher hielten sich diese Fabriken noch strenger an das Stainer'sche Maaß als jetzt. Auch J. A. Baader und Comp. zeigten Instrumente vor, welche nach dem Prinzipe der Stainer-Geigen gearbeitet waren. Ihre Töne waren überaus schön und voll. Ein neben uns stehender Musiker horchte mit großer Aufmerksamkeit auf diese ganz eigenthümlichen Klänge und sagte dann: „Das klingt und singt, wie Lieder aus Tirol."

Fast jede Geige hat anfangs einen etwas rauhen und kreischenden Ton, und sie verliert diese Eigenschaft erst, wenn sie durch einige Zeit gut gespielt wird. Die Stainer-Geigen hatten aber das Besondere, daß sie sich schon gleich anfangs durch die schönste und reinste Klangfülle auszeichneten. Der Grund dieser Erscheinung lag vorzüglich darin, daß Stainer, wie kein anderer Meister in diesem Fache es verstand, für die Bodenlagen und für die Decken seiner Instrumente immer auch das zweckentsprechendste Holz zu wählen. „Stainer", sagt Sardagna, „bediente sich zu seinen Geigen des in Tirol sogenannten Haselfichten-Holzes, das er sich

aus Gleirsch, einer Gegend hinter dem Salzberge, selbst holte. Bevor er einen Stamm fällte, schlug er immer erst mit einem Hammer an denselben, um so den Ton des Holzes zu prüfen [1]).

Oft durchstreifte er tagelang die Hochwaldungen, um die geeignetsten Bäume für seine Arbeiten zu finden. Er studirte jeden Baum, und wählte dann immer einen, den er für den tauglichsten hielt. In der Regel fällte er nur die ältesten am Gipfel bereits schon ersterbenden Bäume.

Jedem Bergbewohner ist es bekannt, daß jene gefällten Bäume, welche von den Höhen in die Niederung herabgeliefert werden, oft von Fels zu Fels stürzen, und im Falle verschiedene Töne von sich geben. Stainer fand sich, wie alte Männer von Absam erzählen, häufig bei solchen Holzlieferungen ein, horchte abseits auf einem sicheren Ort sitzend, auf diese singenden Bäume, und wählte dann die ihm entsprechenden zu seinen Arbeiten aus. Ein besonderes Augenmerk richtete er auf die Jahrringe der gefällten Bäume; selbe mußten normal und harmonisch sein, und durften weder zu nahe an einander, noch zu weit auseinander stehen. Auch zu den besondern Theilen der Geigen suchte er immer möglichst altes, trockenes Holz, oft benützte er dazu sogar Stuben- und Kammerthüren. Er soll nicht schnell, sondern äußerst langsam gearbeitet haben.

Der Bau der Stainer-Geigen war ein ganz anderer, als der seiner Vorgänger. „Stainer“, sagt Dr. Schaf-

[1]) Bote von Tirol 1833.

häutl, „arbeitete die Decken seiner Geigen trotz ihrer hohen Wölbung sehr dick; ließ aber das Holz nach dem Backen zu rasch abnehmen, so daß die Ränder sehr dünne wurden. Seine Schallpunkte bildeten statt eines Kreises eine Ellypse, deren längere Achse in die Längerichtung fällt.“ —[1]) Gerade dieser eigenthümliche Bau soll viel dazu beigetragen haben, daß manche Stainer-Geige ihren alten Ruf bis auf unsere Tage erhalten hat.

Als wir uns im Jahre 1857 brieflich an Dr. Schafhäutl wandten, um von ihm über den Bau der Stainer-Geigen nähere Aufschlüsse zu erhalten, erhielten wir von ihm aus München folgendes Schreiben: „Die Geigen dieses Meisters unterscheiden sich wesentlich von der Bauart italienischer Instrumente. Sie sind nämlich weit höher gewölbt, als alle italienischen Geigen, von der Mitte an gerechnet, wo der Steg steht, so daß man, wenn man die Violine horizontal hält, durch die Geige bei einem F-Loch hinein und bei dem anderen wieder heraus sehen kann. Die Wölbung beträgt in der Regel einen Zoll in der Höhe von den Zargen an gerechnet; während die von Stradivarius dem Schüler Amati's, nur einen halben Zoll Wölbung besitzen.

Auch weicht das Abnahmsverhältniß der Dicke der Decke von allen italienischen Geigen ab. Die F-Löcher sind kürzer, als die der italienischen Geigen, ebenfalls viel schöner im Schwunge, und die Endpunkte, welche

[1]) Bericht über die Industrie-Ausstellung in München.

sie begränzen, sind ganz kreisrund. Die Ausschnitte in der Mitte der Geige (die beiden Mittelbügel) sind etwas tiefer als bei den italienischen Geigen, deshalb die Ecken etwas weiter hervorstehen. Am eingelegten Rande ist die Einlage (das Aederchen) näher dem schön abgerundeten Rande zugerückt, als bei den italienischen und auch von geringerer Breite. Die Schnecke ist außerordentlich fleißig, rein und regelmäßig gearbeitet, daß man glaubt, die schönste Maschinenarbeit zu sehen. An mancher Geige hat er statt der Schnecke einen schönen Löwenkopf geschnitten. Ueberhaupt ist in der Zeichnung der ganzen Stainer'schen Geige viel mehr Schwung und Bewegung als in der italienischen. Die Zeichnungsanlage des Künstlers ist nicht zu verkennen. — Man kennt Geigen von dreierlei Format von diesem Künstler: Größere, mittlere und kleinere. Der Boden ist immer von schön geflammtem Ahornholz, der Kasten oft dunkelbraun, die Decke hochgelb mit Bernsteinlack lackirt. Manche der Geigen haben einen Farbenton der in's gelblich-rothe spielt. — Dieß Alles sind hinreichende Kennzeichen für das geübte Auge, um die Stainer'schen Instrumente, auch ohne sie zu hören, von den nachgemachten zu unterscheiden. Wer einmal eine echte Stainer-Geige genau betrachtet hat, wird nicht leicht in Ungewißheit gerathen, sie mit einer nachgemachten zu verwechseln, da kein Nachahmer die Schönheit der Stainer'schen Arbeit erreicht hat." —

Hyazinth Abele sagt in seinem Buche: „Die Violine, ihre Geschichte und ihr Bau": „Die Geigen

Stainer's zeichnen sich durch eine unübertreffliche Eleganz aus. Der Graf von Castelbarco in Mailand besitzt eine Alt-Viole von Stainer, welche an Arbeit und Tonreiz ein Muster von Vollkommenheit ist. Der Körper der Stainer-Geigen ist etwas breiter und kürzer gehalten, als bei den Italienern, die im Ganzen eine mehr länglichte und schmale Form lieben.

Während der Ton der italienischen Geigen hell und gläsern, dabei voll und durchdringend ist und an die mittlern Töne der Klarinette erinnert: haben die Instrumente Stainer's etwas Weiches und Flötenartiges, und eignen sich deshalb nicht in gleichem Grade für den Konzertsaal wie jene."

Der berühmte Vuillaune, der in Paris von Sivori eine echte Stainer-Geige spielen hörte, sagte, „daß selbe einen ganz außergewöhnlichen sympathetischen Ton gehabt habe, der ihn ganz bezauberte."

Auch Josef Wilhelm v. Wasielewski sagt in seinem Werke: „Die Violine und ihre Meister". Leipzig 1869: „Unter den berühmten Instrumentenmachern des 17. Jahrhunderts glänzt auch ein deutscher Name: Jakob Stainer. Er stand als Künstler bei seinen Lebzeiten in ungewöhnlichem Ansehen und nicht minder nach seinem Tode. Er war der Hauptgründer einer specifisch deutschen Geigenschule."

So gilt auch hier das, was Johannes Schuler in seiner Novelle sagt: „Nicht wer die Geige spielt, sondern wer sie baut, ist ein vorzüglicher Meister."

V.

Die Verfälschung der Stainer-Geigen.

Wir haben schon im Jahre 1857 in der „Volks- und Schützenzeitung" unsere Ansicht in Betreff der Verfälschung der Stainer-Geigen dahin ausgesprochen, daß wir sagten: Die echten Stainer-Geigen sind in Tirol sehr selten geworden. Viele, welche diesem Meister zugeschrieben werden, sind offenbar unechte.

Bald nach Stainer's Tod, als sein Name fast in ganz Europa genannt und seine Instrumente allenthalben gesucht und um die höchsten Preise angekauft wurden, begann auch die Verfälschung und steigerte sich mit der wiederholten Nachfrage nach Stainer-Geigen, die besonders vom Auslande kam, immer mehr.

Selbe ging zunächst von Cremona, und später von Mittenwald aus. Auch Markus Stainer benützte für seine Instrumente den so berühmt gewordenen Namen: Jakob Stainer, um selbe zu höheren Preisen verkaufen zu können.

Schon im Verlaufe einiger Jahre nach Stainer's Tod wurden massenhaft Stainer-Geigen fabrizirt und als solche in Umlauf gebracht. Anfangs suchte man Stainer's Handschrift nachzumachen, was auch oft sehr gut gelang; später aber wurde man so kühn, sogar Zettel mit Stainer's Namen und mit einer bestimmten Jahrzahl drucken zu lassen und selbe im Innern der Geigen zu befestigen. Diese Zettel enthalten in der Regel die Jahrzahl 16.. oder 166. Die letzten Ziffern wurden dann, um eine Abwechslung zu erzwecken, von den Verfälschern beliebig hinzugeschrieben. Die meisten dieser Zettel charakterisiren sich schon durch ihre Typen als ganz offenbar einer spätern Zeit angehörend.

Geigen der Art existiren zu tausenden. — Niemand konnte damals gegen ein solches Verfahren Einsprache thun; am wenigsten die Familie Stainer's. Auch die Geigen des Mathias Albani aus Bozen wurden zu Fälschungen benützt.

Bei Herrn Geheimrath Walter in München haben wir eine sogenannte Stainer-Geige gesehen, in welcher ein gedruckter Zettel war, und zwar mit der Jahrzahl 1641. Die zwei letzten Ziffern 41 waren geschrieben. Herr Hosp in Innsbruck zeigte uns eine sogenannte Stainer-Geige, sie hat von Innen einen gedruckten Zettel mit der Jahrzahl 1667, die letzte Ziffer 7 ist geschrieben. Im Stifte Fiecht sahen wir eine solche Geige mit einem gedruckten Zettel, mit der Jahrzahl 1675, auch hier sind die Ziffern 75 ge-

schrieben. In Brixen sind 8 solche Geigen, eine in der Pfarre, drei im Dom, zwei in Zinggen und zwei bei Privaten. Da Stainer's Tod langehin nicht allgemein bekannt wurde, so geschah es, daß in mancher Geige Jahrzahlen geschrieben wurden, die weit über Stainer's Tod hinausreichen. So war im Stifte Fiecht ein großer Violon mit Stainer's Name und der Jahrzahl 1684. Eine andere sogenannte Stainer-Geige in diesem Stifte hatte die Jahrzahl 1642 und wieder eine andere gar die Jahrzahl 1729!

In früheren Zeiten waren noch manche echte Stainer-Geigen in Tirol; allein bei der Aufhebung der Klöster unter Kaiser Josef II. ging man besonders auf diese Instrumente los. Die Kommissäre, welche bei Aufhebung dieser Institute thätig waren, richteten ganz vorzüglich ihr Augenmerk auf jene Geigen, welche Stainer's Handschrift enthielten; jene dagegen, welche gedruckte Zettel hatten, ließen sie großmüthig den Kirchen zurück. In mancher Kirche wurde, um die Echtheit einer Stainer-Geige nicht zu verrathen, die Handschrift Stainer's zeitweilig verklebt. Auf diese Weise wurde auch der Kirche im Stifte Stams bei der Aufhebung desselben im Jahre 1807 ein Violon von Stainer erhalten.

Die meisten Stainer-Geigen, welche man in Klöstern fand, wanderten später in's Ausland, besonders nach England. —

Diesen im Jahre 1857 in der „Volks- und Schützen-Zeitung" veröffentlichten Berichten setzten wir damals

noch Folgendes hinzu: „Nicht alle unterschobenen Stainer-Geigen sind nothwendig von schlechter Qualität. Manche von diesen sind oft ganz vorzügliche Instrumente. Manche echte Stainer-Geige dagegen hat nicht mehr jenen reinen männlichen Ton, den sie früher gehabt. Viel in Betreff des Tones hängt davon ab, wie und wo ein Instrument aufbewahrt und von wem es gespielt wird. Schlechte, besonders feuchte Localverhältnisse und schlechte nicht musikalische Spieler können oft das beste Instrument verderben und zu Grunde richten. Auch die Geige hat ihren Kulminationspunkt.

Die schönste Blüthezeit einer Geige ist oft erst nach 30 bis 40 Jahren, und in dieser Zeit steigt dann auch der Preis derselben. Jene Geigen, welche Stainer auf den Haller Märkten an ausländische Kaufleute um 39 bis 40 fl. verkaufte, erhielten nach dessen Tod einen Preis von 100 bis 200 Dukaten."

VI.

Eine Controverse in Betreff der Stainer-Geigen.

Kaum hatten wir die eben angeführten Zeilen über die Verfälschung der Stainer-Geigen im Oktober 1857 veröffentlicht, so trat schon im Jänner 1858 in derselben Zeitung ein Musiker aus Innsbruck mit einem Artikel: „Auch ein Wort über Stainer-Geigen" betitelt — gegen uns auf. Er sagt: „Jeder, der ein Interesse für die Tonkunst hat, wird dem Verfasser der Notizen über Stainer's Leben Dank wissen. Es erscheint dieser Beitrag zur vaterländischen Kunstgeschichte um so anerkennenswerther, als den Verfasser ein rein wissenschaftliches Streben zu diesen seinen Forschungen bewogen hat.

Minder dankbar werden ihm jene Geigenbesitzer sein, welche das Kriterium der Echtheit ihrer Stainer-Geigen bisher nicht in dem gedruckten Zettel derselben suchten und nun durch die Bemerkung des Verfassers der Notizen über Stainer's Leben aus allen Himmeln

gerissen wurden, wenn sie diesen Bemerkungen vollen Glauben schenken und selbe so interpretiren, wie wir, nämlich, daß Stainer seine Zettel selbst geschrieben habe, dann, daß sämmtliche gedruckte Zettel Fälschungen, und endlich, daß alle mit gedruckten Zetteln versehene Stainer-Geigen unechte seien. — Unsere Absicht mit diesen Zeilen ist nur, den Besitzern solcher Geigen zum Troste zu sagen, sie mögen sich nicht irreführen lassen; denn das einzige Kriterium der Echtheit einer Geige liegt im Bau derselben. Wer hier nicht bewandert ist, dem bleibt doch wenigstens die Hoffnung, daß seine Geige einstens von einem kompetenten Richter erkannt werden könne Ein dem Boden angepickter Zettel kann schon deßhalb kein verläßliches Kennzeichen sein, weil es zu leicht ist, fünf Worte, seien sie gedruckt oder geschrieben, nachzuahmen und in die Geige hinein zu picken. Warum aber ein gedruckter Zettel ein Beweis der Unechtheit sein soll, ist nicht einzusehen. Auch läßt sich nicht leicht denken, daß man es gewagt hätte, bei Lebzeiten Stainer's vor den Augen der Welt, mir und dir nichts, Stainer-Zettel drucken zu lassen.

Daß die Erkenntniß, ob eine Stainer-Geige echt oder unecht sei, sehr schwer ist, bedarf keiner Erwähnung, da Stainer sehr verschiedenartig gearbeitet hat. — Ein weiterer Trost für die Besitzer alter Geigen sei, daß nicht die Zeit von 30 bis 40 Jahren die Blüthezeit, sondern jene Zeit ist, wo die Blüthezeit derselben anfangen kann. Eine Geige ist in der Blüthe, wenn das Holz derselben gut ausgetrocknet ist und die Harz-

theile derselben durch die Erschütterung des Spieles und das Alter gänzlich entfernt sind. Je größer das Alter einer Geige ist, und jemehr dieselbe gespielt wird, desto größer ist die Garantie für die Zeit der Blüthe. Eine Geige, die stark und gut gebaut ist, verblüht nicht. Ganze Stainer-Geigen sind daher nach 200 Jahren auch noch in der Blüthe. Eine Stainer-Geige kann ferners nur durch schlechtes Spiel nicht bleibend verdorben werden. — Ueber die vom Verfasser über Stainer's Leben sogenannte Stainer-Geige des Herrn Hosp in Innsbruck füge ich noch hinzu, daß der Urheber dieser Geige, wenn es nicht, wie wir fest glauben, Stainer selbst war, beinahe noch über Stainer stehe." —

Unterm 15. Jänner haben wir dem unbekannten Verfasser des Artikels in denselben Blättern folgendermaßen geantwortet: „Es ist uns sehr leid, durch die jüngst von uns kundgegebenen Aeußerungen über die Verfälschung der Stainer-Geigen so viele Besitzer sogenannter Stainer'schen Instrumente in die größte Bestürzung und Betrübniß versetzt zu haben. Andern wehe zu thun ist nicht unsere Sache. Auch wir wissen, daß man das, was man mit Liebe besessen, nicht ohne Schmerz verliert. Wir waren über die Wunden, die wir den Besitzern solcher Instrumente geschlagen, eine Zeit lang selbst betrübt. Aber Gott sei Dank! Die Sache hat wider Erwarten eine gute Wendung genommen. Es ist ein Tröster der Betrübten aufgetreten. Leute trösten ist und bleibt immer eine schöne

Sache. Nicht schön aber ist es, daß sich der Tröster in den Mantel der Anonymität verhüllt. Aufrichtige Tröster thun das sonst nicht.

Der Tröster glaubt: Jedem der eine sogenannte Stainer-Geige mit einem gedruckten Zettel besitze, bleibe „doch wenigstens die Hoffnung", daß diese seine Geige „einstens" von einem „kompetenten Richter für echt erkannt werden könnte." — Nun ja, daß so etwas „einstens" nicht möglich sein könne, wollen auch wir nicht in Abrede stellen. Es ist das freilich ein schlechter Trost; aber ein Trost ist und bleibt es doch immer. — Wir haben gesagt: „auch die Geige hat ihren Kulminationspunkt, es gibt eine Blüthezeit der Geige". Nun sagt aber der Tröster: „Eine Geige die gut gebaut ist, verblüht nicht." — Wir waren der Meinung, daß Alles, was blüht, auch verblühe, und fanden diese Meinung auch durch eine Aeußerung des Dr. Schafhäutl bestätiget. Dieser ausgezeichnete Kenner der musikalischen Instrumente sagt nämlich in seinem „Berichte über die Industrie-Ausstellung" vom Jahre 1855: „Es scheint auch für die Geige, wie für alles Organische, eine bestimmte Zeit der Blüthe zu existiren." Und er sucht diese seine Ansicht dadurch zu erhärten, daß er sagt: „Im Anfange des vorigen Jahrhunderts waren die Geigen der beiden Amati die gesuchtesten und anscheinend auch die schönsten im Tone. Gegenwärtig scheinen sie diesen ihren Ruf verloren zu haben, denn eine echte Hieronymus Amati-Geige wird höchstens mehr mit 600 fl. bezahlt, während eine Josef

Quarnerio- und eine Stradivarius-Geige wohl auf 12- bis 1300 Gulden zu stehen kommt. Die Geigen des Jakob Stainer standen im vergangenen Jahrhundert so sehr im Ruf, daß man sie mit 300 Dukaten bezahlte; gegenwärtig werden sie um einen viel niedern Preis gekauft." Daß Geigen „nur" durch schlechtes Spiel verdorben werden, haben wir nicht behauptet, sondern wir haben nur gesagt, daß sie dadurch auch verdorben werden können. Auch haben wir weder behauptet, daß die Verfälschung der Stainer-Geigen bei des Meisters Lebzeiten, „vor den Augen aller Welt", noch gesagt, daß selbe „mir und dir nichts" geschehen sei. Wir haben im Gegentheil es klar ausgesprochen, daß selbe erst nach Stainer's Tod vollzogen worden sei. Die Erwerbung der Kenntniß, ob eine Stainer-Geige echt oder unecht sei, meint der Tröster, sei sehr schwer. Wir sind auch dieser Meinung und meinen noch überdieß: wie es für ihn ein schweres Stück Arbeit sein dürfte den Beweis zu führen, daß eine Geige nicht verblühe: so dürfte es ihm auch schwer fallen, die Echtheit oder Unechtheit einer Stainer-Geige bis zur Evidenz zu beweisen. Der allerdings denkbare Umstand, daß es einem geschickten Künstler doch gelungen sein könnte, auch den Bau der Stainer-Geigen nachzumachen, dürfte am Ende auch die Ansicht, daß nur der Bau das alleinige Kriterium der Echtheit sei, etwas wankend zu machen im Stande sein. So bleibt die Frage über die Echtheit oder Unechtheit vieler Stainer-Geigen zum Trost aller

Stainer-Geigenbesitzer noch immer eine offene. Schließlich sagt der Tröster: er glaube fest, daß der Urheber der Geige des Herrn Hosp in Innsbruck Stainer selbst sei, ja er glaubt noch überdieß, daß diese Geige „beinahe" noch „über" Stainer stehe. Nun ja, wenn diese Geige beinahe „über" Stainer steht, so könnte es doch wieder beinahe möglich sein, daß Stainer nicht der Urheber derselben ist." —

Bald nachher bestätigten drei große Kenner der Stainer-Geigen unsere Ansicht über die Fälschung derselben. Dr. Schafhäutl schrieb uns: „In allen gewiß echten Stainer-Geigen ist der Name mit lateinischen Buchstaben hineingeschrieben, während die italienischen Geigen gewöhnlich gedruckte Zettel haben. Eine Stainer-Geige mit gedrucktem Zettel ist stets verdächtig; wenigstens waren noch alle, welche mir zu Gesichte kamen, unechte." —

Hyacinth Abele sagt in seinem Buche: „Die Violine und ihre Geschichte, 1864": „Den deutschen Geigenmachern haben von jeher die Arbeiten Stainer's zu Mustern gedient. Egidius Klotz aus Mittenwald und Mathias Albani aus Bozen, die noch bei Lebzeiten Stainer's arbeiteten, haben gedruckte Etiquetten. Man sagt von der Familie Klotz aus Mittenwald, daß sie die Gewohnheit gehabt hätte, solche Instrumente ihrer Fabrik, die besser als andere gerathen und in den Einzelheiten der Form vollkommen waren, Stainer's Etiquette einzukleben, und diesem Betrug seien im Handel so zahlreich verbreitete Stainer-Geigen beizumessen."

Auch Nikolaus Diehl sagt in seiner Schrift: „Die Geigenmacher der italienischen Schule. Hamburg 1666 S. 30: „Man kann in Wahrheit sagen, daß Stainer ein großer Meister war. Sein Ruhm wurde aber dadurch verdunkelt, daß Tiroler und sonstige Geigenmacher häufig seinen Namen in ihre mittelmäßigen Instrumente gesetzt haben und daß nun diese für die seinigen gelten.“

VII.

Geschichte einer Stainer-Geige.

Dr. Schafhäutl schrieb uns aus München: „Eine sehr interessante und wahre Geschichte einer Stainer-Geige befindet sich in der „musikalischen Korrespondenz", die zu Speier im Jahre 1791 herauskam, und zwar im dem Blatte vom 1. Juni. Da Sie diese Zeitschrift schwerlich in Hall auftreiben werden, so lege ich Ihnen eine Kopie derselben bei, die Sie wohl ebenso sehr interessiren wird, als sie mich interessirt hat. Sie lautet: „Der im Königreiche Böhmen und auswärts berühmte Graf Wenzel von Trautmannsdorf, Kaiser Karl VI. oberster Gestüttmeister, hatte bei dem Besuche, den dieser Monarch mit dem König Friedrich Wilhelm von Preußen und anderen Fürsten bei ihm machte, einen unermeßlichen Aufwand veranstaltet. Unter andern hatte er auch die berühmte Faustina mit ihrem Reisegefährten Mauro Allesi verschrieben, um seine hohen Gäste mit Musik zu ergötzen.

Um diese Zeit wurde der Fürst Wenzel v. Lichtenstein als Botschafter von Kaiser Karl VI. nach Frankreich geschickt. Nun bat sich dieser von dem Grafen von Trautmannsdorf aus, daß ihn die damals berühmten Virtuosen, Gebrüder Georg und Nikolaus Stezitzky, die bei jenem in Diensten waren, dahin begleiten dürften. Von Trautmannsdorf bewilligte es. Nun war Georg Stezitzky, der als vortrefflicher Meister auf der Violine berühmt war, mit einer mittelmäßigen Geige versehen. Mauro Allesi aber hatte mehrere Cremoneser-Geigen bei sich, daher der Graf, um eine davon für obigen Künstler zu erhalten, ihm mehr als gräfliche Anerbietungen thun ließ, die ihn aber zu keiner Abgabe bewegen konnten, deßhalb ihn der Graf mit 50 Dukaten und die Faustina mit 1000 Gulden entließ. Da man aber in Verlegenheit war, wo man eine gute Geige für Georg Stezitzky auf seine Reise hernehmen sollte, so ließ sich von ungefähr ein schon bejahrter Meister beim Grafen melden und spielte so vortrefflich auf einer Stainer-Geige, daß bei den hohen Gästen und allen Kennern die Cremoneser-Geigen bald in Vergessenheit kamen.

Der Graf faßte sogleich den Entschluß, diese Geige zu kaufen, und unterbrach den Violinspieler in seinem Spiele. Dieser in der Meinung, daß er ein Mißfallen erregt habe, gerieth ganz außer sich. Als ihn der Graf zu beschwichtigen suchte und ihm zu erkennen gab, daß er diese Geige an sich bringen möchte, antwortete der alte Mann: wenn er diese Geige verlieren

müsse, sei auch seine ganze Kunst und sein Glück dahin, denn er wüßte nicht, wie er sich künftig ohne diese im Leben fortbringen könnte. Auf dieses gab ihm der Graf zuerst für das Spiel 50 Dukaten und schloß dann unter folgenden Bedingungen, die der Mann einging, den Ankauf der Geige ab: 300 Gulden für die Geige, alle Jahre ein Kleid, tägliche Kost, täglich 1 Maaß Wein und zum Nebentrunk 2 Fässer Bier, freie Wohnung, Holz, Licht, dann monatlich 10 Gulden, und jährlich 6 Schäffel Frucht und endlich so viele Hasen, als er für seine Küche nöthig hätte.

Nach Abschluß dieses Vertrages mußte Georg Stezitzki ein Solo auf dieser Geige spielen, worauf er sie vom Grafen zum Geschenk erhielt.

Der Mann, welcher unter obigen Bedingungen seine Geige hingegeben hatte, lebte noch über 16 Jahre und bezog aus des Grafen Kasse an baarem Gelde

Für dieselbe	300	fl.	—	kr.
Geschenke	100	„	—	„
monatlich 10 fl.	1920	„	—	„
tägliche Kost zu 20 Kreuzer . .	1946	„	40	„
100 fl. jährlich für ein Kleid . .	1600	„	—	„
Eine Maaß Wein täglich 12 Kreuzer	1168	„	—	„
Jährlich 800 Maaß Bier à 4 Kreuzer	853	„	20	„
Jährlich 6 Schäffel Frucht zu 3 fl.	288	„	—	„
Jährlich 6 Klafter Holz zu 3 fl. .	288	„	—	„
Licht täglich 1 Kreuzer	97	„	20	„
Fürtrag	8561	fl.	20	kr.

Uebertrag	8561	fl.	20 kr.
Vier Jahre nach ihm bezog noch seine Base an Frucht 6 Schäffel . .	72	fl.	— kr.
und ihretwegen bezog eine arme Witwe ½ Klafter Holz und 4 fl. Hauszins	22	„	— „
auch erhielt selbe alle Monat 1 fl. 30 kr. und noch überdies 6 Kreuzer	78	„	— „
Dies macht eine Summe von . .	8733	fl.	20 kr.
und nach dem 24 fl.-Fuß . . .	10.380	fl.	24 kr.

Als Georg Stezitzky, der Besitzer dieser Geige, starb, haben sich viele um dieselbe beworben; allein der Erbe wollte solche doch nicht verkaufen, um sich nicht die Ungnade des Grafen v. Trautmannsdorf zuzuziehen.

Als dieser mit Tod abging, kaufte diese Geige der ehemals preußische, nachher aber churpfälzische Hofmusikus Zart. Nach dem Tode Zart's kam diese Geige in Besitz des Herrn Fränzel, Konzertmeister in München."

Die Zeitschrift: „Europa, Chronik der gebildeten Welt", vom Jahre 1860 erzählt diese Geschichte wieder und bestätiget die Wahrheit derselben. Seite 1128 sagte sie: „Diese Geige kam nachher in mehrere Hände und ist jetzt Eigenthum des Herrn Chrönsel in Wien, der selbe im Jahre 1854 willig auf einige Stunden hergab, um zur Vermehrung der Feierlichkeiten bei der Vermählung des Kaisers von Oesterreich beizutragen. Das war das letzte Mal, daß auf dieser Geige öffentlich gespielt wurde.

VIII.

Schluß-Worte.

Das Haus in Absam, das Stainer im Jahre 1656 von seinem Schwager Paul Holzhammer gekauft hatte, und das dann im Jahre 1684 durch Kauf an Blasius Keil übergegangen war, ist daselbst noch erhalten. Im Jahre 1820 wurde selbes restaurirt und in etwas umgebaut. Bei dieser Gelegenheit wurden dann leider auch die schönen Lindenbäume vor dem Hause gegen Süd-Westen niedergehauen.

Die hölzerne Bank mit dem Loche, das in der Absicht gemacht wurde, um den wahnsinnig gewordenen Mann durch dasselbe anzubinden, ist noch in diesem Hause und wird von dem gegenwärtigen Besitzer desselben den Besuchern gezeigt.

Die Urkunde über den Ankauf dieses Hauses von Seite Stainer's im Jahre 1656 wurde daselbst bis zum Jahre 1834 aufbewahrt. In diesem Jahre übergab selbe Lechleitner, Pfarrer in Absam, dem Abte Alois in Wilten zum Behufe einer Abschrift. Der

Eigenthümer des Stainer'schen Hauses erhielt aber seither weder das Original, noch eine Abschrift zurück.

Das Original-Diplom, das Stainer im Jahre 1669 vom Kaiser Leopold erhalten hatte, ist gegenwärtig im Ferdinandeum aufbewahrt. Eine legale Abschrift davon besitzt der Eigenthümer des Stainer-schen Hauses. Nur von jener Schrift aus dem Jahre 1694, in der der Eigenthümer gegen Adam von Kripp klagend auftrat, ist das Original daselbst noch vorhanden.

Die Ursache, warum Stainer's Sterbetag bisher nicht aufgefunden wurde, ist dem Umstande zuzuschreiben, weil aus dem Sterbebuche vom Jahre 1683 — wir wissen nicht aus welchem Grunde — einige Blätter herausgerissen wurden.

Nach einer alten Tradition sollen die ersten Stainer-Geigen aus dem Jahre 1639 stammen. Selbe sollen aber äußerst selten sein.

Nach öffentlichen Blättern hätten der ausgezeichnete Geigenmacher in Paris, Lupot — geb. in Stuttgart 1758, gest. in Paris 1824 — und der berühmte Violinist Cartier eine solche Geige vor sich gehabt. „Man erkennt sie", sagt Lupot, „an ihrer kleinen Form. Die F-Löcher sind klein und enge: die Schnecke weniger lang als bei den Italienern, aber in den Punkten sehr auseinanderstehend. Das Holz ist etwas grobkörnig, der Firniß wie bei Nikolo Amati." — Der junge Künstler hat selbe herumwandernd auf den Märkten um 6 fl. verkauft.

Dieselben Blätter sagen auch, daß die Stainer-Geigen erst im Jahre 1644 den wahren Schwung erhalten hätten. Eine solche Geige von ausgezeichneter Schönheit sei im Besitze des Violinvirtuosen Alardt's gewesen und eine andere, von ebenso großer Eleganz habe der Herzog von Orleans, der Großvater des Königs Louis Philipp, im Besitze gehabt.

Jene zwei Geigen, welche Stainer im Jahre 1677 für das Kloster St. Georgenberg verfertigt hatte, sind bei dem großen Brande des Klosters Fiecht am 21. Juni 1868 zu Grunde gegangen.

Ein Zeitgenosse Stainer's war der damals berühmte Hoforgelmacher Daniel Herz in Innsbruck, er starb am 5. Juni 1678. Mit ihm stand Stainer fortwährend im Verkehr.

Jakob Stainer.

Novelle

von

Johannes Schuler.



An einem heiteren Herbsttage des Jahres 1652 stieß eine mit Menschen gefüllte Barke in Mestre vom Lande, um Reisende nach der vielbewunderten Inselstadt hinüber zu führen. Mannigfacher Art waren die, welche sich auf ihr befanden und seltsam kreuzten sich die Laute verschiedener Sprachen, ein eben so buntes Gemisch bildend, als die verschiedenen Trachten der Reisenden. Durch die letztere zeichnete sich vorzüglich ein Jüngling aus, der ganz vorne an der Spitze der schaukelnden Barke stehend, mit gespannten Blicken die aus den Fluthen auftauchenden Häusermassen betrachtete. Der hohe und reiche Wuchs verrieth die gesundeste Jugendfülle; auf dem nicht gerade schönen aber ausdrucksvollen Gesichte lag ein schwermüthiger Ernst, der nur bisweilen von einzelnen Freudeblitzen erhellt wurde; sein Anzug unterschied sich auffallend von den allergewöhnlichen Trachten, daß seine Reisegefährten wohl merkten, er gehöre den untersten Ständen, wahrscheinlich dem Bauernstande an, indeß sie über sein Vaterland durchaus nicht einig werden konnten. Er trug eine kurze Jacke von grünem Tuche, mit großen silbernen Knöpfen besetzt, wie sie damals auf den Staatsröcken

üblich waren, eine Weste von gestreiftem Zeuge, über welcher ein hochrother, mehr als handbreiter Hosenträger lag, der an mächtigen silbernen Haken ein enganschließendes kurzes Beinkleid von schwarzgefärbtem Leder hielt; ziemlich grobe Strümpfe von weißer Schafwolle bedeckten den wohlgeformten Fuß vom Knie abwärts, und ein hoher grüner Hut mit breiten herabhängenden Krämpen, auf denen keck eine Hahnenfeder flatterte, vollendete die sonderbare Erscheinung.

„Das ist ein Moskoviter", flüsterte ein römischer Abbate seinem Nachbar zu, „ein hyperboräischer Scythe"; ein Venezianer, der mit glücklichem Eigendünkel die Terraferma seines Vaterlandes beständig mit dem Festlande von Europa verwechselte, behaupte ganz ernstlich, das sei die Uniform der schwedischen Garde, die im letzten Kriege so tapfer gefochten habe; ein Franzose sagte: „ma foi, das ist eine Art Schweizer, ähnliche bizarre Gestalten habe ich ja in der Schweiz gesehen, wo man sonst nichts sieht, als himmelhohe Berge, tiefe Abgründe, und Menschen von innen und außen wie die Bären, denn nur Bären können da beständig herumklettern, ohne sich den Hals zu brechen." Gegen den Bären hatte eine Dame aus Florenz, die den kräftigen jungen Mann schon lange mit heimlichen Wohlwollen betrachtete, gar vieles einzuwenden; der Franzose wollte bei all seiner Galanterie seine Ansprüche auf Länder- und Völkerkunde nicht gerne fahren lassen, und es entspann sich zwischen beiden ein kleiner Wortwechsel, der aber durch einen ältlichen ernsten

Mann beschwichtigt wurde: „Meine Herren und Damen", sagte er, „der Wundermensch, über den Sie sich durchaus nicht vereinigen können, ist weder ein Moskoviter, noch ein Schwede, oder ein Schweizer; er ist ein Tiroler." Ein allgemeines Ah! entfuhr der staunenden Gesellschaft und schnell setzte der römische Abbate hinzu: „Habe ich nicht doch recht gehabt, als ich behauptete, er sei ein Hyperboräer."

Der junge Mensch selbst, der Gegenstand so eifriger Debatte, hatte dieser nicht die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt, sondern stets unverwandt auf die stolzen Paläste hingeschaut, die immer sichtbarer und sichtbarer aus den Wellen emporstiegen. Verschiedene Gefühle, ernste Gedanken durchkreuzten seine Seele; — nun erst, dem Ziele seiner Reise so nahe, beschlich ihn ein unendliches Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit, als er so dem unermeßlichen Gewühl dieser damaligen Weltstadt immer näher fuhr; aber wieder richtete er sich empor, und sprach sich selbst Ermuthigung zu: „Sei kein Kind, Jakob! Du hast diese Reise ja selbst gewollt und heiß gewünscht; in nicht zu langer Frist kehrst Du wieder heim in Deine lieben Berge, als ein tüchtiger Meister, und bist dann wohl einmal würdig, neben dem gefeierten Meister Daniel zu stehen, und ihm in seinem Alter alle Liebe zu vergelten, die er jetzt Dir Armen so reichlich erzeigt hat." Bei diesen Gedanken blitzte ein frohes Gefühl aus seinen Augen; alle Zaghaftigkeit entschwand, und mit ganzer Seele gab er sich dem Eindrucke hin, den die allmälige

Befriedigung der gespanntesten Erwartung hervorbringen konnte. Alles, was sich seinem Auge darbot, diese Wasserstraßen zwischen schlammigen Gründen, von denen die weißgefiederten Möven emporstiegen, die prachtvollen Marmorhäuser in der Ferne, die schwarzen Gondeln, die im leichten Tanze an ihm vorüberschwebten, während Barken voll Menschen und Waaren langsamer ruderten — war so neu, so außerordentlich, daß er nur mit Mühe sich die Wirklichkeit dieser Scene denken konnte und beständig in einem träumerischen Feenlande zu sein glaubte. Viel zu schnell für den Schauenden und Staunenden kam die Barke an den Landungsplatz, sie hatte sich durch den Kanal grande, unter der als Weltwunder gepriesenen Rialtobrücke zwischen unzähligen Gondeln durchgedrängt und hielt jetzt an der Dogana di mare. Die Reisegefährten trennten sich, und nun fiel dem jungen Menschen erst schwer auf's Herz, wie er in diesem Gewirre von Kanälen, Plätzen und Gäßchen die Wohnung seines künftigen Lehrherrn finden könnte. Er nahm sein bischen Italienisch zusammen und fragte einen müßig dastehenden Barkarol, wo denn die Calle dei fabbri und der darin wohnende berühmte Geigenmacher, Pietro Vimerkati, anzutreffen sei? Der Kerl schaute dem Fragenden ganz frei in's Gesicht und antwortete nicht, sei es aus Uebelwollen, oder weil er dieses geradebrechte Italienisch nicht wohl verstand. An ein paar Mauthbeamte, die zwischen aufgeschichteten Waarenballen in geschäftigem Müßiggange hin und

her rannten, wendete sich der Fremde ebenfalls vergeblich; mit jedem fehlgeschlagenen Versuche, sich zu verständigen, wuchs seine natürliche Schüchternheit, und er glaubte schon hier auf den Steinen vor der Dogana übernachten und warten zu müssen, bis der Zufall ihm etwa einen gefälligen Deutschen in den Weg führe, als dieser wirklich sich des armen Geängstigten erbarmte. Ein stattlicher, ganz schwarz gekleideter Mann, mit einer breiten goldenen Kette auf der Brust, dem allenthalben mit der größten Achtung begegnet wurde, bemerkte den Verlassenen und näherte sich ihm mit würdevoller, aber freundlicher Miene.

„Ihr seid ein Deutscher", fragte er, „Eurem Anzuge nach ein Tiroler, nicht wahr?" Erfreut im höchsten Grade, wieder die freundlichen Laute seiner Muttersprache zu hören, antwortete der Angeredete: „Ja, Herr, das bin ich; o wie freue ich mich, einen deutschen Landsmann zu finden, der mir doch einmal sagen wird, wohin ich zu gehen habe?" Ohne diese Antwort abzuwarten, fuhr der erstere fort: „Ich liebe die Tiroler, sie sind ein braves, biederes Volk; ich war oft in ihren Bergen und schöne Erinnerungen knüpfen mich an sie. Sage mir, mein Sohn, wen und was suchest Du hier?" Durch die vertrauliche Art, mit der er angesprochen worden war, ganz ermuthigt, antwortete der junge Tiroler freimüthig: „Ich heiße Jakob Stainer und bin auf Betrieb meines väterlichen Wohlthäters, des weltberühmten Meisters Daniel Herz, nach Venedig gekommen, um bei dem trefflichen Pietro

Vimerkati die schöne Kunst des Geigenmachens zu erlernen." „Ei, da hast Du ja gar einen achtungswerthen Beschützer", antwortete darauf der schwarze Herr, „wenn der Meister Herz sich Deiner annimmt, und Du darfst Dich glücklich preisen, daß Du in der Werkstätte des vorzüglichen Künstlers Vimerkati Dir alle Geheimnisse seiner Kunst eigen machen darfst. Wenn Du mit mir kommen willst, werde ich Dich in seine Wohnung bringen." Das war es eben, was Jakob wünschte, und mit größtem Danke nahm er das gefällige Anerbieten des deutschen Landsmannes an. Dieser gab einem nahestehenden Diener einen Wink und sogleich erschien eine geräumige schöne Gondel mit vier Ruderern, auf welcher sie über den Kanal fuhren, um auf der Piazzetta auszusteigen. Wie staunte der junge Mann, als sie hier zwischen den beiden Säulen durchgingen, den seltsam gebauten herzoglichen Palast zur Rechten und das schöne Münzgebäude zur Linken lassend; wie staunte er noch mehr, als er um die Ecke gegenüber vom Campanile biegend, nun den St. Markusplatz übersah, die Prokuratien mit ihren Arkaden und Säulen zu beiden Seiten, die Kirche St. Geminiano vor, die überaus prächtige Basilika des heil. Markus neben sich. Stolz schauten die vier ehernen Rosse auf ihn herab und lustig wehten auf den himmelhohen Mastbäumen die Flaggen der drei Königreiche, welche dieser Republik unterthan waren, in den blauen Lüften. Auf dem Platze und durch die Arkaden wogte eine unzählige Menschenmenge.

Sprachlos stand der Fremdling aus den Bergen, seine Seele erlag beinahe unter der Last des gewaltigen Eindruckes und mit feinem Lächeln weidete sich sein Begleiter lange Zeit an der Bewegung, die aus jedem Zuge des Neulings sprach. Dieser würde wahrscheinlich noch lange so gestanden haben, ehe er zur Besinnung gekommen wäre; endlich weckte ihn aber sein Begleiter wie aus tiefen Träumen, indem er, ihn freundlich bei der Hand fassend, sprach: „Du hast nun den ersten, aber auch größten und herrlichsten Blick in diese weltberühmte Stadt gethan. Was sind diese Steinhaufen, so gewaltig und künstlich sie sich darstellen mit ihren goldenen Verzierungen, gegen Deine heimathlichen Berge mit ihren schattigen Wäldern, ihren blitzenden Eisdiademen, ihren krystallhellen Quellen und den funkelnden Metallen in ihrem unentweihten Schooße; was die gleißenden Bewohner dieser stolzen Paläste gegen die treuen und freien Menschen, die in den Hütten Deiner Heimathsthäler wohnen?" — Schnell abbrechend setzte er nun hinzu: „Mein Diener wird Dich in die nahe Wohnung des Meisters Vimerkati geleiten. Behalte Dein deutsches, Dein tirolisches Herz und wenn Du etwas bedarfst, so frage nach Georg Welser im Kaufhause der Deutschen." Er drückte dem bewegten Jünglinge die Hand und entfernte sich, die raschen Schritte über den Platz nach der Merceria hinlenkend. Jakob verstand nicht ganz die Warnungsworte des Scheidenden, dennoch erfüllten sie ihn mit Bangigkeit, und trüben Sinnes folgte er seinem Führer

durch die langen Arkaden, an der Kirche St. Gemi- niano vorbei, in ein enges Gäßchen. „Hier ist", sagte dieser, „die Calle dei fabbri und hier", indem er auf ein hohes Haus von finsterem Aussehen zeigte, „die Wohnung des gesuchten Meisters." Mit diesen Worten eilte er davon und ließ den Jüngling in höchster Spannung allein. Jakob betrachtete die enge Gasse mit den thurmhohen Häusern, zwischen denen er nur ein kleines Stück blauen Himmels wie durch einen Schornstein herablächeln sah, dann das schwarze Haus, in dessen Fenster nie ein Strahl der Sonne drang, und sein Herz pochte gewaltig; ihn faßte eine unend- liche Sehnsucht nach den Bergen, nach der frischen erquickenden Luft der heimischen Alpen. Aber, indem er so trostlos nachsinnend dastand und die Thränen ihm unwillkürlich in die klaren blauen Augen traten, war es ihm, als stände der hochverehrte Meister Daniel Herz an seiner Seite und spräche ihm Muth und Trost zu. Er sah das milde väterliche Antlitz mit den weißen Locken, welche Anstrengung und Entbehrung jeglicher Art in der Jugend frühzeitig gebleicht hatten; er hörte seinen Abschiedsgruß, als er ihm beim Scheiden auf dem Berge Isel, wo sein sehnsüchtiger Blick zum letzten Male auf dem heimathlichen Innthale weilte, zurief: „Muth, mein Jakob! arbeiten und dulden heißen die zwei Wege, die zur Meisterschaft führen! Nur der vielgeprüfte Jüngling kann ein tüchtiger Mann wer- den!" Dieser Abschied stand nun mit den lebhaftesten Farben vor seiner Seele; da faßte er mit der Eile

eines Menschen, dessen wankender Muth schnelles Ergreifen des günstigen Momentes erfordert, den Drücker am Thore und stand mit einem Schritte in der Wohnung und Werkstätte seines neuen Meisters. Die Thüre führte zu einem engen, dunkeln und schmutzigen Gang, an dessen Ende in einer Art Alkoven ein Feuer brannte; hier war die Küche und gleich nebenan der Eingang zur Werkstätte. Ein Weibsbild von abschreckendem Aeußern, in unordentlicher, halbzerrissener und abgeschmutzter Kleidung, sprang mit der Feuerzange in der Hand und unter dem Geleite eines gewaltigen buckelnden Katers, dem kühnen Eindringlinge entgegen, und rief mit kreischender tiefer Stimme, die beinahe einen Zweifel über ihr Geschlecht erregte, ihn an, was er wolle, wer er sei? und ohne auf eine Antwort zu warten, setzte sie gleich den freundschaftlichen Rath hinzu, er solle sich zu allen Teufeln scheren. Der Jüngling, ganz verblüfft durch diesen Empfang, wich einen Schritt vor der neuen Amazone zurück und stotterte dann in einem gebrochenen Italienisch, das durch den Mangel an Fassung noch defekter wurde, er suche den Maestro Vimercati, und sei der durch den Meister Daniel Herz empfohlene Lehrling. Da wurde die Alte etwas freundlicher und sagte: „Das ist was anderes, die Zeiten sind schlimm und die Leute arg, auch plumpt man nicht so mir nichts in honneter Leute Haus. Doch seid mir willkommen, mein Bruder hat Euch lange schon erwartet.“ Bei diesen Worten öffnete sie die Thüre nebenan und

nöthigte den Angekommenen einzutreten. Die Stube, in welche er gelangte, war groß, aber ganz gewölbt und finster. Alles in ihr lag bunt durcheinander, ein umgestürzter Stuhl guckte mit seinen Beinen aus einem Haufen Holzspäne heraus, ein dreibeiniger Tisch lehnte gegen die Wand, so daß er zur Noth eine Flasche ohne Kragen und ein Paar halbzerbrochene Gläser tragen konnte; auf dem zerwühlten Bette hatte die Gattin des erwähnten streitfertigen Katers sammt ihrer hoffnungsvollen Jugend ihr Lager aufgeschlagen, eine Truhe vertrat die Stelle des Schrankes und der allenfalls fehlenden Stühle; an der Wand aber hingen rings herum die schönsten Geigen, so neu, als seien sie eben erst aus der Hand des Meisters hervorgegangen, und von so schönem Bau, daß das kundige Auge Jakobs sogleich erkannte, der Verfertiger derselben müsse ein ganz vorzüglicher Arbeiter sein. Dieser selbst saß in der fernsten Ecke der Stube und war emsig beschäftigt, einen Steg zuzuschnitzen, so daß er die Eintretenden gar nicht zu bemerken schien. Dieser hingegen faßte um so begieriger die Gestalt seines neuen Lehrherrn in's Auge; er war ein kleines, beinahe zusammengekrümmtes Männchen von beiläufig sechzig Jahren, mit einer scharfgebogenen Nase, buschigen grauen Augenbrauen, unter denen ein Paar Augen mit einem seltsamen, ganz jugendlichen Feuer hervorblitzten, scharfgekniffenen Lippen, einer hohen Stirne, in die Alter und Leidenschaften gleichmäßig Furchen gezogen zu haben schienen; die bleichen Wangen waren

eingefallen und die ganze Gestalt sah wie vor der Zeit verwittert aus. Er trug ein flanellenes Kamisol, ein Beinkleid von hellbraunem, ganz verschossenem Sammt und über die dürren Beine hingen ein Paar, ehemals schwarze, durch Staub und Alter nun gleich ihrem Herrn grau gewordene Kamaschen herab. Dem Jünglinge fiel sogleich eines jener venedischen Bergmännchen ein, von denen die Sage seiner Heimath damals so voll war; er schauderte unwillkürlich ein wenig zusammen.

„Nun, Pietro!" rief ihm die rüstige Dame zu, die, wie sich nachher ergab, des Meisters Schwester Teresa war, „siehst Du nicht, der junge Deutsche ist angekommen!" — „Hole der Teufel alle Deutschen und Du marschier' Dich in die Küche, altes Katzengesicht!" entgegnete die helle Stimme des Alten, ohne daß er einen Blick von der Arbeit abgekehrt hätte. Jakob war nun gerade kein besonderer Kenner des Italienischen, doch verstand er genug, um von diesem Empfange nicht besonders erbaut zu werden. Donna Teresa nahm sich in der Gegenwart des eben Angekommenen bestens zusammen, verschluckte die bittere Pille, die sonst einen unaufhaltsamen Erguß ihres Redestromes zur Folge gehabt haben würde und antwortete so gleichmüthig, als es ihr möglich war: „Hörst Du nicht, tauber Hecht, der junge Deutsche, den der Meister Daniel empfohlen hat, ist da!" — Nun legte der Alte die Arbeit nieder: „Ah so, warum hast Du das nicht gleich gesagt?" Er stand langsam auf und ging auf Jakob zu, sein

Gesicht zeigte ein Wohlgefallen, dessen man es nicht fähig gehalten haben würde; mit einnehmender Freundlichkeit sprach er: „Von Meister Daniel kommst Du? Nun, was macht der alte Knabe, denkt er meiner noch mit Liebe und der schönen Zeit der Jugend, als wir mitsammen das blühende Italien durchwanderten, in dem glorreichen Rom arbeiteten und in dem ewigblühenden Neapel liebten?" Dabei glänzte sein Auge in der hellen Freude der Erinnerung, die noch höher aufblitzte, als ihm der Jüngling erzählte, wie oft Meister Daniel und mit welcher Liebe er immer seiner erwähnt habe; dann fuhr er mit trüben Blicken und schlecht verhehltem Ingrimme fort: „O, wäre ich Dir gefolgt, Du treue Seele, dann hätten mich die verfluchten Hunde, die Cremoneser, nicht so verfolgt, sie hätten mich nicht aus ihrer Stadt vertrieben und meinen Namen nicht auf das schlechteste Streichbrett geklebt, über das je ein Pferdehaar gefahren ist. Gott verdamme sie, und Dich am meisten, vermaledeiter Amati, daß Dein Dolch so schlecht getroffen hat, und statt in dies Herz nur in diesen Arm gedrungen ist!" — „Laßt jetzt die alten Geschichten, lieber Pietro", fuhr Teresa begütigend dazwischen, „Du bist doch, wer Du bist und Dein Ruhm hat ja dennoch über alle Kabalen und Verfolgungen Deiner Neider gesiegt." „Ja, das wird er", rief der Alte und sprang wie ein sechzehnjähriger Jüngling in die Höhe, „das wird er, ich will noch eine Geige bauen, daß ganz Italien zu ihren Tönen tanzen soll, wie von der Tarantel gestochen,

und daß die Cremoneser dagegen knarren sollen, wie rostige Wetterfahnen. Teresa, bring' Wein her, trefflichen Chierwein, den mir der alte Vendramin geschickt hat, heute will ich einen Festtag machen; der alte Daniel soll leben, auf unsere Jugend wollen wir trinken und auf ein ruhmgekröntes Alter!"

Teresa eilte fort nach dem Willen des Bruders und kehrte bald mit ein Paar langhalsigen Flaschen zurück; man nahm nun, so gut es gehen wollte, Platz an dem dreibeinigen Tische und begann wacker zu zechen. Jakob war ob der begeisterten Reden ganz verwundert; aber da jetzt der treffliche Chier in den Gläsern blinkte und der Alte ihn freundlich nöthigte, tapfer zuzusprechen, da wurde ihm wieder behaglich zu Muthe und er machte weder dem Weine noch seiner kräftigen Tirolernatur eine Unehre. Die zwei anfänglich gebrachten Flaschen waren bereits durch zwei andere ersetzt; der Meister war gerade im besten Zuge, und Jakobs Augen, so mannhaft er sich auch gegen die Gewalt des begeisternden Chier's wehrte, fingen an heller zu leuchten, seine Wangen in höherem Rothe zu glänzen, da flog die Thüre auf und unter lautem Gelächter hüpfte ein junges Mädchen herein. „Vater", rief sie; „was habt Ihr für närrische Einfälle; wollt Ihr die Ordnung des Jahres verkehren und den Karneval vor die heilige Adventzeit setzen, daß Ihr am hellen lichten Tage Masken in's Haus laßt?" Dabei sprang sie in der Stube herum, drehte sich auf den Absätzen und besah den armen Jakob, der vor Ver-

legenheit ganz roth wurde, von allen Seiten, wie ein verzogenes neugieriges Kind alles Neue, das ihm aufstößt, rücksichtslos zu begaffen pflegt.

„Schweig einmal, thörichtes Mädchen", rief der Vater, „und höre auf, herum zu hüpfen, als seist Du dem Narrenhause entsprungen; Du wirst uns noch den Tisch sammt dem edeln Getränke umwerfen und dann gib Acht, was ich für einen Tanz mit Dir tanzen werde." — „Ach, laßt mich doch, Vater!" rief die Tochter, „es ist doch gar zu drollig, draußen auf der Piazza und am Rialto treiben sich viele Menschen in allerlei Röcken und Jacken herum, aber solche habe ich doch mein Lebtage nicht gesehen." „Jede Jacke sitzt besser", entgegnete der Vater, „als die Narrenjacke, die Du so oft anziehst, gib Dich doch einmal zur Ruhe, Du quecksilberne Hexe, Du wirst unsern künftigen Lehrburschen noch oft genug sehen." „Ist das der lang erwartete Deutsche, nun ich dächte, Meister Daniel hätte uns etwas Geschliffeneres in's Haus geschickt", rief das Mädchen. Aber Donna Teresa, deren Wohlwollen Jakob sich in der kurzen Zeit bereits erworben hatte, fuhr nun auf: „Wenn Du nicht Deine Naseweisheit im Zaume hältst, Chiara, so werde ich Dich mit dem Kater in die Küche sperren. Setze Dich hübsch zu mir und betrage Dich, wie es sich für ein Mädchen schickt, das bald erwachsen sein wird." „Bald ganz erwachsen?" rief diese voll Aerger. „wie könnt Ihr so thöricht reden, Tante! werde ich auf den heiligen Weihnachtsabend nicht schon vierzehn ganze Jahre alt?"

Bei diesen Worten horchte Jakob hoch auf und sie wollten ihm fast unglaublich dünken; denn das Mädchen war schon vollkommen ausgebildet und hatte ihm wenigstens siebzehn Jahre alt geschienen. Sie war nicht groß, aber auch nicht zu klein, alle Theile waren schön gebildet; der Busen zeigte eine üppige Rundung unter dem verhüllenden Tuche, die bloßen Arme waren blendend weiß und herrlich geformt, die Farbe des interessanten Gesichts war mehr blaß, und die schwarzen, unendlich lebhaften Augen wetteiferten mit der Ebenholzschwärze der Haare, die in freien Locken allenthalben herunterwallten. Jakob gestand sich erröthend, er habe nie ein schöneres Kind gesehen.

Unterdessen hatte der Alte eben wieder den Angriff auf eine neue Flasche begonnen und munterte seinen Sekundanten mit kräftigen Worten auf, ihn nicht allein zu lassen in dem glorreichen Kampfe. Die Wirkungen seiner Tapferkeit fingen bald an sich zu äußern; er kam immer mehr in's Feuer, plötzlich sprang er auf, riß eine Geige von der Wand und spielte mit begeisternder Lust ein munteres Rondo. Jakob mußte über den schönen Ton des Instrumentes staunen; er hatte früher nie so etwas gehört. Während der Meister spielte, erzählte ihm Donna Teresa mit vieler Redseligkeit, welch' eine Plage sie mit ihrem launenhaften Bruder habe. „Denkt Euch nur", sagte sie, „was für ein ausgemachter Narr Signor Pietro ist; — wenn er mit vieler Mühe eine Geige gebaut hat, die ihm recht gut gerathen ist und man nun meint, es

käme so ein hübsches Röllchen Zechinen in's Haus — dann verliebt sich der alte Narr in sein Machwerk, wie ich es einmal von einem heidnischen Bildhauer gelesen habe, der sich in eine von ihm gemeißelte Statue sterblich verliebte und so lange seufzte und klagte, bis der Teufel zur Strafe seines frevelhaften Begehrens das steinerne Weibsbild lebendig machte — gerade so verliebt sich der alte Narr in seine Geige und gibt sie nicht mehr her, ich glaube, wenn der Doge selber sie bestellt hätte und ihn unmittelbar über das Seufzerbrücklein führen ließe, er gäbe sie nicht mehr her. Da schöpft er denn jeder einen Namen, wie ein Vater dem Kindlein und hängt sie an die Wand, wo sie eher von den Ratten abgenagt werden, ehe sie außer der seinigen eine fremde Hand anzurühren bekömmt."

Während dieser Rede hatte der Meister sein Rondo geendet; er nahm die Geige, drückte sie zärtlich an die Brust und rief: „Bravo, Gioconda, bravo! Du hast die heitern Töne Deiner Jugend nicht vergessen, Du spielst sie noch treu dem Alter vor, wenn ihm gleich die jungen Füße fehlen, darnach zu springen. Nun, Herr Jakob", wandte er sich an seinen stummen Zuhörer, „wie gefällt Euch das Ding da? He, Freund, das sind Tönchen, die hüpfen und weben wie leichte Luftgeisterchen, die Saiten auf und ab! Habt Ihr je so etwas gehört?" Jakob versicherte ihn mit Wahrheit seiner hohen Bewunderung; das that dem Alten wohl, er lachte herzlich aber stille in sich hinein, that einen ordentlichen Zug aus der Chierflasche und sagte:

„Das ist noch nicht das Rechte, Freund Deutscher, da sollt Ihr einmal meine Angela hören — die singt wie des Papsts Kapellsänger am Charfreitag, da ist keine Sängerin in der Fenice und in St. Moise, die so schmelzende Töne in ihrer Kehle hat. Und doch", fuhr der Greis mit zitternder Stimme fort, indem er auf einen mächtigen Violinkasten zeigte, der durch ein Vorlegeschloß gesperrt neben den andern Geigen an der Wand hing, „doch bin ich nur ein elender Pfuscher, was ist das Rabengekrächze in dem dummen hölzernen Kasten gegen Angela's herrliche, reine, gottgeweihte Stimme; ja, gottgeweiht, denn nie hat sie mit ihrer wunderbaren Gabe um der Welt Eitelkeit oder der Welt Lohn gebuhlt; ihr ganzes Leben war ein reiner, heller, himmelanstrebender Ton, der ach! so bald, so bald verklang!" — Die heftige Gemüthsbewegung erstickte fast die Worte des Sprechenden; um sie zu unterdrücken stürzte er hastig ein Glas Chier hinunter. Es erfolgte eine allgemeine, beinahe bange Stille, bis der Alte mit gedämpfter Stimme fortfuhr: „Gott verdamme die Cremoneser, sie haben mir Alles geraubt, Alles, aber ihr Anschlag soll nicht ganz gelingen; der getretene Wurm erhebt sich aus dem Staube; der alte Pietro Vimerkati lebt noch, er wird Euch überstrahlen und Ihr werdet noch bersten vor Galle, als ob Ihr einen Basilisken gesehen hättet, wenn Ihr seinen Ruhm anstaunen werdet! Herunter, Vittoriosa, herunter von der Wand und spiele den Hunden einen Siegeshymnus, daß sie heulen wie wahre Hunde beim Klang einer

Fiedel.“ In toller Wuth riß der Alte eine Geige von der Wand und begann ein Furioso zu spielen, das ihn beinahe noch mehr als Meister im Spielen, als im Verfertigen der Geige beurkundete. Die tollsten Sprünge, die grellsten Ausweichungen, die schwierigsten Passagen folgten sich unmittelbar und wurden nur einmal durch ein einfaches Thema von wenigen Takten unterbrochen, das so rührend, so beseligend in dieses Gewirre seltsamer Weisen hineintönte, wie himmlischer Harfenklang in das wüste Treiben dieser Erde. Aber zu bald verschwand dieser lichte Punkt, immer verwirrter wurde die Melodie, immer schneller das Tempo, der Spielende schnitt dazu die furchtbarsten und lächerlichsten Gesichter; aber das Lächeln verging den Zuhörern, denn schneidend drangen die Töne in ihre Brust. Plötzlich, ohne Schluß, ließ der Spielende das Instrument sinken und taumelte erschöpft auf den nahen Stuhl. Auf Jakob hatte die Musik den tiefsten Eindruck gemacht; es wurde ihm wehe im Herzen, ein unendlicher Schmerz zog durch seine Seele, dann fühlte er sich zerrissen in seinem Innern und verlassen von Allem, was ihm lieb war; als der Meister die wenigen sanften Takte spielte, bemeisterte sich seiner eine beseligende Wehmuth, er fühlte sich zu Hause auf seinen friedlichen Matten, in dem Dörfchen seiner Heimath, das freundliche Aveläuten tönte zu ihm herüber; die Thränen traten ihm in die Augen und wie er weinend aufschaute, sah er Chiara's blasses Antlitz, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen ihm gegen-

über. Da wurde er noch weicher, es gemahnte ihn, als sähe er einen Engel an seinem eigenen Grabe, die Thränen entstürzten ihm häufiger und er hörte wenig mehr von den darauf folgenden wilden Weisen des Meisters. Eine bange Stille entstand nach dem Verstummen des Instrumentes in der Stube, kein Athem war hörbar, nur der früher hereingeschlichene Kater knurrte behaglich, auf den Holzspänen liegend. Der Alte saß da, leichenblaß, die Augen starr auf den Boden geheftet, aber es war sichtlich, wie in den verfallenen Zügen die heftigsten Leidenschaften arbeiteten, bis sich nach und nach alle zur Ruhe legten und nur der Ausdruck des bittersten Hohnes stehen blieb. Dann fragte er Jakob, ohne ihn anzusehen: „Kannst Du auf der Geige spielen?" Dieser antwortete mit einer Bescheidenheit, wie sie in seiner Natur lag und ihm durch das eben Gehörte noch mehr zur Pflicht gemacht wurde: „Ich habe durch Hilfe einer kurzen Lehre und einige Selbstübung mir einige Fertigkeit auf dem Instrument erworben." Der Alte fuhr bei dieser Antwort ganz wüthend auf: „Verfluchter Esel schrie er mit höchst zornigen Geberden, „was redest Du von Fertigkeit? meinst Du, das schnelle Laufen mache den Tänzer, oder zwei gesunde Beine seien unumgänglich nöthig zu einem Menschen? Seele mußt Du haben, Junge! Seele, dann geht es. Und Du willst die edle Kunst des Geigenmachens erlernen", fuhr er fast noch erboster fort, „meinst Du, wenn Du zwei Brettchen schneiden und biegen und die Zarge dazwischen leimen

kannst, wenn Du weißt, daß man noch einen Hals darauf setzt und in die Wandel, die für Dich statt in die Schnecke, in einen Schafskopf enden soll, vier Löcher bohrst, meinst Du, dann verstündest Du etwas von der edlen Kunst? Oho, mein guter Bursche, dazu gehört etwas Anderes, als Dein Grützkopf; dazu gehört eine Seele. Diese muß die Töne herausfühlen, muß sie empfangen aus dem unendlichen Raume, um sie in den engen hölzernen Kasten zu sperren. Nicht der die Geige spielt, sondern der sie baut, ist ein vorzüglicher Künstler; der Eine kann höchstens nur herausstreichen, was der Andere mit voller Seele hineingebannt hat. Aechzen, quäcken, heulen und schreien machen könnt Ihr allenfalls Eure Maccaronibretter; aber Geist und die süße Seele einhauchen könnt Ihr ihnen nicht; Ihr habt ja davon selbst nichts, seid ja selbst Automaten, die ihr Lebenslicht hervororgeln, wie sie eben aufgezogen worden sind. Du, mein fertiger Bursche" — diese Worte wurden mit besonderem Nachdrucke betont — „scheinst mir gerade auch so einer zu sein, die es für das höchste halten, ihre Finger über das Griffbrett laufen zu lassen, wie eine geängstete Maus, die das schützende Loch nicht finden kann, über das Zimmer; Du magst nur immerhin wieder Dein Bündel schnüren und in Deine Berge zurückkehren; dort kannst Du schöne, gefühlvolle Orgelwerke für Eure Murmelthiere schnitzen und allenfalls selbst Euren Bären eine rührende Melodie auforgeln."

Bei diesen Worten schlüpfte der zornglühende Alte

aus der Thüre, ohne der Schwester und Tochter nur einen Blick zuzuwerfen.

Der arme Lehrling war über diese unerwartete Wendung der ersten Abendunterhaltung mit seinem Meister aus aller Fassung gekommen; sprachlos starrte er noch lange nach der Thüre, durch welche dieser entschlüpft war und wußte nicht, ob dies Scherz oder Ernst gewesen. Endlich wandte er sich gegen Donna Teresa: „Um Gott", sprach er tief aufseufzend, „sagt mir, liebe Frau, was soll dies? was habe ich gethan, das des Meisters Zorn so sehr erregen konnte? Soll ich denn wieder von Venedig fort, ohne das heißeste Ziel meiner Wünsche erreichen zu können?" Bei diesem Gedanken tröpfelten dicke Thränen über seine glühenden Wangen herab; sein Schmerz äußerte sich so einfach, edel und doch so innig, daß die Frauen davon herzlich gerührt wurden. Mit holder Freundlichkeit trat Chiara auf ihn zu, faßte ihn unschuldig bei der Hand und lispelte in Flötentönen: „Seid ohne Sorgen, guter Jakob! mein Vater hat manchmal besondere Launen, sonst ist er aber ein herzensguter Mann. Geht jetzt, verschlaft die Mühseligkeiten der Reise und Euren jetzigen Kummer; morgen wird alles wieder gut und im alten Geleise sein." — Der Jüngling warf einen dankbaren, aber immer noch etwas zweifelhaften Blick auf die liebliche Trösterin. Sie verstand ihn und fuhr fort: „Verlaßt Euch auf meine Worte, wir kennen meines Vaters seltsame Art und Weise zu gut, um dadurch beunruhigt zu werden; und

jeden Falls verspreche ich Euch, Eure thätige Vorsprecherin und Helferin sein zu wollen, wenn der Vater wider alles Vermuthen morgen noch so übellaunig sein sollte und da möchte ich dann sehen", setzte sie mit der Gewißheit eines verzogenen Kindes, das sich seiner Gewalt über die väterliche Schwäche wohl bewußt ist, hinzu, „ob er den Bitten, oder wenn es recht schlimm zugeht, dem Trotze der kleinen Chiara widerstehen kann?" „Ihr schenkt mir neues Leben", sagte der Jüngling und drückte ihr mit feurigem Danke die kleine Hand, daß sie ob seiner Stärke bald in laute Klagen ausgebrochen wäre; „verlaßt mich nicht!" „Gewiß nie", antwortete Chiara, „ich habe gesehen, Ihr seid ein guter Mensch, eine ehrliche deutsche Seele und ich will Euch herzlich wohl!" „Nun macht Euch schlafen", fiel Donna Teresa ein; „Chiara packe Dich in Deine Kammer, was unterfängst Du Dich, mit jungen Mannsbildern so mir nichts Dir nichts zu plaudern?" Bei diesen Worten nahm sie eine Lampe vom Tische, Jakob verstand ihre Bewegung und nach einer gegenseitigen guten Nacht folgte er ihr in die ihm angewiesene Kammer, wo er seine durch die Reise und die Auftritte dieses Abends ermatteten Glieder auf das Bett streckte und bald in den erquickenden Schlaf der gesunden Jugend versank.

Jakob Stainer war der Sohn eines nicht ganz unbemittelten Bauern in Absam, einem freundlichen Dörfchen in der Nähe von Hall und Innsbruck. In

frühester Jugend hatte der Knabe eine außerordentliche Freude an der Verfertigung von allerlei kleinen Schnitzarbeiten und ein besonderes Geschick hiezu gezeigt. Frühere Kränklichkeit desselben hielt seine Aeltern ab, ihn zur Feldarbeit anzuhalten; er blieb daher zu Hause und beschäftigte sich auf der Schnitzbank, oder er mußte das Vieh auf der Gemeindeweide hüten. Nebstdem äußerte er ungemein viel Sinn für Musik, er fehlte nie bei einem Gottesdienste, wo die Dorforgel gespielt wurde; wenn er nur irgend konnte, lief er an Sonn- und Festtagen nach dem nahe gelegenen Städtchen Hall, dessen Pfarrkirche sich eines wohlbesetzten Musikchores erfreute. Da stand der Knabe in einer verborgenen Ecke und horchte mit gespanntester Anstrengung auf die gewaltigen Töne, die von der Höhe herabrauschten. Die kleinen Hände waren gefaltet, der Blick zum Himmel gehoben, aber keine Muskel bewegte sich; er war ganz versunken in den Eindruck, den die Musik auf sein kindliches Gemüth machte, und dieses schwang sich auf der Jakobsleiter der Töne zu seinem himmlischen Vater empor. Voll dieser Empfindungen kehrte der Knabe wie träumend in das väterliche Haus zurück; die lärmenden Spiele seiner Altersgenossen waren ihm zuwider; er freute sich wieder auf den kommenden Tag, wo er des Vaters Kühe auf den Berg treiben und allein und ungestört den lieblichen Tonbildern seiner Seele nachhängen durfte. Er schnitzte dann Pfeifen und versuchte die in ihm nachklingenden Melodien zu wiederholen; allein das unvollkommene

Instrument reichte nicht aus und vergeblich sann er, allerlei Verbesserungen anzubringen, damit es seinem Zwecke dienen möchte. Sorgfältig prüfte er jede Holzart und sein feines Gehör glaubte in jeder einen besonderen eigenthümlichen Ton und mehr oder weniger Empfänglichkeit für die Verbreitung des Schalles zu erkennen. In der drückenden Hitze des Mittags, wenn er sein einfaches Brot verzehrt und durch einen Trunk mit hohler Hand aus der frischen Quelle sich erquickt hatte, pflegte er sich wohl unter eine schattende Tanne oder unter das dichte Laubdach einer Haselstaude zu legen und die Bilder, welche während des Wachens seine Freude waren, besuchten ihn auch gewöhnlich im Schlafe. Das Säuseln des Windes in den Blättern, das ferne Läuten der Glocken an den weidenden Kühen, der Gesang der Vögel über ihm und das Summen der Käfer auf der schwellenden Moosdecke neben ihm, bildeten das Wiegenlied des nach und nach Entschlummernden, während ein milder Sonnenstrahl, vielfach im Laubdache gebrochen, manchmal auf das halb geöffnete Auge fiel und einen reichen Farbenteppich vor ihm ausbreitete. Aus diesen Farben und Tönen bildete dann der geschäftige Traum ein herrliches, immer wechselndes Gebäude, das von tausend Lichtern strahlte, die Engel des Himmels schwebten auf goldener Leiter hernieder in diesen Palast der Harmonie, mit Harfen und Flöten und Cymbeln und spielten auf so wunderschöne Weise, daß ganze Schaaren lichterfüllter Gestalten sich nahten und die liebliche Musik mit schmelzen-

dem Gesange und schön geschlungenen Tänzen begleiteten. Da öffnete sich dann der Himmel und Gott der Vater schaute wohlgefälligen Blickes herab auf die musizirenden und tanzenden Schaaren, die sein Lob verherrlichten und mit wunderbar lieblichem Antlitze lächelte die holdselige Mutter des Erlösers, die zu des Vaters Füßen saß, indeß die weiße Taube zu seinen Häupten mit freudigem Flügelschlage flatterte, die Freude des heiligen Geistes über diese Huldigung der Kunst vor dem Göttlichen kündend. Aber der Erlöser mischte sich bald mit seinem Gespielen Johannes als unschuldiges, rosenwangiges Kindlein unter die Schaaren der lobsingenden Engel und Seligen, bald stand er wieder in aller unnennbaren Würde Gottes neben der heiligen Mutter und schaute mit einem Blicke voll Erbarmen und Wonne auf die Seligen, deren Seligkeit das Werk seiner Erlösung, die Frucht seiner unendlichen Liebe war. Und immer herrlicher tönten die Harfen, immer rührender erschollen die Flöten, immer triumphirender erklangen die Cymbeln und immer gewaltiger brauste der heilige Hymnus daher, bis der Schläfer von der erschütternden Gewalt erweckt, die Wonne derselben noch lange im Wachen nachempfand. Nichts erschien ihm herrlicher, als die göttliche Kunst der Musik; denn der Traum hatte es ihm gezeigt, der Pfarrer es ihm in der Schule gelehrt, daß die seligen Engel und Geister im Himmel nur ihr obliegen und unaufhörlich Gott im Lobgesange preisen. Selbst der Gebrauch der Kirche hatte diese Kunst und

seine Ansicht von ihr geheiligt, denn beim feierlichen Hochamte spricht der Priester im Gesange zu Gott und jubelnd fallen die Instrumente ein und die Stimmen der Sänger und danken und preisen durch ihre Töne den Herrn.

Der Knabe lag daher seinem Vater inständig an, er möchte ihn Musik lernen lassen; allein dieser war wenig geneigt, in des Sohnes Wünsche einzugehen; er sagte: „Was, ein brotloser Musikant willst Du werden? Mit der Fiedel willst Du herumziehen und den liederlichen Burschen zum Tanze aufspielen? Wenn Dir die Bauernarbeit zu schlecht oder zu stark ist, so magst Du ein ordentlicher Hantierer werden, allenfalls ein Bäcker, Metzger, oder ein Schuster und dergleichen, solche Leute braucht man immer und ihr Handwerk hat einen goldenen Boden; aber so einen Vaganten, der am Ende im Alter heimkömmt und sich von der Mildthätigkeit seiner Verwandten füttern lassen muß, das gebe ich ein für allemal nicht zu." Es half wenig, daß dann der Sohn auf die schöne Bestimmung, in der Kirche zur Ehre Gottes mitzuwirken, aufmerksam machte. „Das ist eitle Redensart", entgegnete der Vater, „Morgens dienen die Musikanten dem lieben Herrgott und Abends dem Teufel, und was sie in beider Herren Diensten gewinnen, versaufen sie des Nachts. Ein Musikant und eine Orgelpfeife sind gleich, schütte in beide ein Fuder Wein und sie werden doch beide nie voll. Kurz und gut, daraus wird nichts, so lang ich noch den Dreschflegel führen

kann!“ Dabei machte er eine so sprechende Bewegung, daß dem Sohne jede fernere Einwendung im Halse stecken blieb.

Dies verhinderte ihn jedoch nicht, sich an die bedeutende Person des Dorfes anzuschließen, welche die wichtigen Aemter des Organisten, Schullehrers und Meßners in sich vereinigte. Den inständigen Bitten Jakobs gelang es, diesen Mann zu bewegen, daß er ihm versprach, ihn unentgeltlich in den Anfangsgründen des Violinspielens zu unterrichten, wenn er sich ein Instrument verschaffen könne. Diese letzte Klausel setzte den lernbegierigen Jüngling in die äußerste Verlegenheit, ohne jedoch seinen glühenden Eifer zu entmuthigen. Für den ganz kräftigen Willen gibt es kein wahres Hinderniß. Das Geld, sich eine Geige zu kaufen, fehlte; es gab daher kein anderes Mittel, als sich, so gut es gehen wollte, selbst eine zu verfertigen. Eine gut getrocknete Bohle von Ahornholz fand sich bald, und nun ging es unermüdlich an Versuche, die freilich häufig mißlangen. Die natürliche Anlage zu mechanischen Arbeiten und die hierin erworbene Fertigkeit kamen dem Jünglinge dabei wohl zu statten und nach wochenlangen, unverdrossenen Arbeiten, die noch dazu heimlich vor dem Vater getrieben werden mußten, kam endlich der Bau einer Geige zu Stande, die von dem Schulmeister für zur Noth brauchbar erklärt wurde. Die Besaitung geschah mittelst einiger von diesem großmüthig gespendeten Saitenfragmente; aber wer war froher, als unser Jakob, da er die erste

Lektion in der göttlichen Kunst erhielt. Nun wurde das geliebte Instrument, das so viele Anstrengungen und schlaflose Nächte gekostet hatte, immer sorgfältig in den Schnappsack gewickelt, mit hinaus auf den Berg genommen und dort das beim Schulmeister Gelernte mit eisernem Fleiße wiederholt, oder wohl auch selbst durch eigene Versuche fortgesetzt. Auf diese Art brachte es Jakob in kurzer Zeit so weit, daß er bei einem Hochamte in der Kirche seines Dorfes den Schulmeister unterstützen und die zweite Stimme geigen konnte. Der alte Stainer horchte hoch auf, als er gewahrte, daß sein Sohn, seiner ausdrücklichen Willensmeinung entgegen, dennoch Musik getrieben habe und es hätte wenig gefehlt, so würde er den angehenden Künstler zur großen Erbauung der Gemeinde mitten unter dem Gottesdienste, mittelst einer einfachen aber eingreifenden Prozedur vom Chore herunter geholt haben. Als sich aber nach der Kirche so manche Nachbarn über den gescheidten Jakob wunderten, der Schulmeister seine Anlagen rühmte und sogar der Pfarrer für den Jungen sprach, da regte sich doch der väterliche Stolz und er sagte halb freundlich, halb erzürnt: „Nu meinetwegen kann der Bursche seine Fiedel behalten, aber das sage ich nochmals und dabei bleibt es, Musikant soll er mir nicht werden, oder ich schlage ihm seinen Geigenkasten und alle Knochen entzwei!"

Jakob hatte nun wenigstens so viel gewonnen, daß er alle Feierabende ohne Scheu seinen musikalischen Uebungen obliegen durfte und er benützte diese Er-

laubniß so wohl, daß er bei seinem Musiktalente in kurzer Zeit sehr bedeutende Fortschritte machte und der schulmeisterlichen Lehre völlig entwuchs. Eines Tages erzählte ihm sein Lehrer, daß in Innsbruck ein weltberühmter Orgelmacher wohne, der auch in Verfertigung anderer Instrumente geschickt sei. Dieser berühmte Mann heiße Daniel Herz und sein Ruf sei so groß, daß er im vorigen Jahre den Auftrag erhalten habe, eine Orgel nach Jerusalem zu senden. Diese sei nun bereits fertig und vorläufig in der Hofkirche aufgestellt worden, in Kurzem werde sie an ihren Bestimmungsort abgehen; der Erzherzog Ferdinand Karl habe nun aus Freundschaft für seinen Hoforgelmacher und aus Freude über diese Anerkennung des tirolischen Kunstfleißes eine kirchliche Feier vor der Absendung derselben auf den nächsten Sonntag angeordnet, wobei die Orgel zum ersten Male öffentlich gespielt und ein prächtiges Hochamt unter Mitwirkung der erzherzoglichen Kapelle, wie der andern Musiker der Stadt aufgeführt werde.

Diese Feier war für Jakob zu interessant, als daß er nicht sogleich den Entschluß hätte fassen sollen, Zeuge derselben zu sein. Sonntag früh machte er sich daher bald nach Sonnenaufgang auf den Weg nach Innsbruck, um ja zu dieser für ihn so höchst merkwürdigen Festlichkeit nicht zu spät zu kommen. Die Sonne war eben hinter den östlichen Bergen hervorgestiegen und röthete die schneeigen Spitzen der übrigen Gebirge, auf deren Mitte noch ein dichter Nebel ruhte; die Fluren

erglänzten in der Frische eines erquickenden Morgenthaues und ein leises Lüftchen strich über die wogenden Saatfelder; in den Dörfern, durch die er kam, war alles stille, die Menschen ruhten von den Lasten und Arbeiten der Woche; nur ferne her tönte hie und da ein Glöcklein, das eine christliche Gemeinde zur Frühmesse rief und mischte seinen Klang in das Heerdengeläute, dessen Töne durch den Wind von den Bergen in die Ebene getragen wurden; diese Stille war so feierlich, daß Jakobs Gemüth innig davon ergriffen und von frommen begeisterten Regungen ganz erfüllt wurde. In der Stadt angekommen, eilte er, ohne sich viel umzusehen, sogleich in die Hofkirche; die ehernen Helden, die schon ein Jahrhundert ernst und regungslos dastanden und bestimmt sind, noch durch Jahrhunderte an dem Grabe des Letzten aus ihnen, des ritterlichen Kaisers Max, Wache zu halten, sprachen sein Gemüth mit heiligem Schauer an. Auf dem Chorgange, der quer durch die Kirche gespannt ist, stand das gefeierte Werk mit schön bemalten Thürflügeln und glänzenden Pfeifen. Es dauerte noch geraume Zeit, bis die Feierlichkeit ihren Anfang nahm. Nach und nach füllte sich die Kirche mit Menschen und plötzlich verkündete ein Tusch mit Trompeten und Pauken den Eintritt des Erzherzogs Ferdinand Karl und seines Hofstaates. Der Fürst war ein schöner Mann von stattlichem Wuchse; das volle, von Gesundheit strotzende Antlitz verkündete die Blüthe seiner Jahre; aus den großen blauen Augen leuchteten Großmuth und Offenheit;

sein Gang war lebhaft, aber in seinem Benehmen verkündete sich ein Anstand, der den Sprößling des kaiserlichen Hauses bezeichnete und eine Anmuth, die Aller Herzen für sich gewann, auch wenn das Volk mit seiner manchmal an Verschwendung grenzenden Prachtliebe nicht ganz zufrieden war. Zu des Erzherzogs linker Hand ging ein stattlicher Mann in schwarzer bürgerlicher Tracht — die weißen Haare, die sein Haupt bedeckten und die treuherzige offene Miene machten seinen Anblick wahrhaft ehrwürdig. Demüthig, beinahe scheu, ging er neben seinem hohen Gönner einher. „Das ist der Meister, das ist Daniel Herz", flüsterten sich die Leute zu und Aller Blicke richteten sich nach ihm. Jakob konnte kein Auge von ihm lassen; er betrachtete mit Ehrfurcht diese wohlwollenden Züge, die sonst bleich, jetzt durch die Verlegenheit des bescheidenen Meisters sanft geröthet waren; ihm war, als sehe er jetzt erst seinen Vater. Die Eingetretenen nahmen auf den für sie bereiteten, mit rothen Sammet überzogenen Stühlen Platz; ein Jesuit bestieg die Kanzel und predigte über den Text: „Und der König ließ machen von Almuthimholz Pfeiler im Hause des Herrn und Harfen und Psalter für die Sänger."

Er schilderte die Gewalt der Musik auf das Gemüth, besonders ihre zur Andacht und zur Richtung nach oben begeisternde Wirkung und entwickelte daraus die Ansichten der Kirche, indem sie sich ihrer zur Verherrlichung des Gottesdienstes bedient. Darauf ging er über auf die Veranlassung des gegenwärtigen Festes;

er erwähnte der persönlichen Verhältnisse Meisters Herz und seiner Tugenden und erzählte, wie er Anfangs mit Noth, Elend und Hindernissen jeglicher Art zu kämpfen gehabt und wie endlich sein fester Wille und sein brennender Eifer, der Ehre Gottes zu dienen, Alles besiegt habe, bis er zu dieser Höhe der Meisterschaft und durch dieselbe zu dem Ruhme gelangt sei, der ihm das Glück verschaffte, ein Werk bauen zu können, das Jahrhunderte lang den frommen und verständigen Sinn seines Urhebers unmittelbar am Grabe des Erlösers beurkunden werde. „Wenn wir alle längst zu Staub zerfallen sind", sagte der begeisterte Prediger, „werden die Töne dieses Werkes noch laut zum Lobe Gottes reden, werden reden an der Stelle, wo der Erlöser gestorben ist und einst begraben war. Tausende und wieder Tausende von Gläubigen aus allen Enden der Erde werden sie hören und durch sie zu andächtigen Gesängen angefeuert werden; Tausende und wieder Tausende von Gläubigen werden bei diesen Tönen ihren heiligen Schmerz in milde Wehmuth aufgelöset fühlen und zu den schönsten Vorsätzen künftiger Tugenden entflammt werden; und aus dem Orte, wo der Gottmensch auferstand zu der Herrlichkeit des ewigen Vaters, werden diese Töne, gleich Strahlen einer lichten Glorie, aufsteigen in den Himmel, zu den Füßen dessen, der eben da um der Liebe willen litt und durch seinen Tod das Versöhnungswerk krönte, dessen Erinnerungsfeier mit gottgeweihten Klängen zu begleiten dieses Werk bestimmt ist."

So lange der Prediger von ihm selbst sprach, sah

der Meister bescheiden erröthend zu Boden; als er aber des Glückes erwähnte, daß seiner Hände geringes Werk am Grabe des Erlösers zur Ehre desselben ertönen sollte, da rannen die Thränen über das ehrwürdige Antlitz des Alten und er hob die Hände flehend zum Himmel, als wolle er sagen: Herr, ich bin dieses hohe Glück nicht würdig! Jakob weinte heftig; die Predigt — so Vieles, was sein innerer Sinn schon so oft geahnt hatte und was jetzt laut ausgesprochen wurde, die tiefe Rührung des Meisters — ergriffen ihn gewaltsam.

Nach geendigter Predigt begann das Hochamt und nun fing der Pfarrorganist an, die neue Orgel zu spielen. Zuerst ertönte vollkräftig der tiefe Baßton des Pedale, dann folgte eine vorzüglich schön ausgeführte Fuge als Einleitung. Die Orgeltöne rauschten so stark und dann wieder so milde durch das Kirchengewölbe; sie erzitterten manchmal wie ferner Donnerhall in der Brust der Hörer und schmeichelten dann wieder so linde, wie ein junges Frühlingslüftchen, daß die ganze versammelte Gemeinde in andächtiges Staunen versunken nie etwas so wundervolles geahnt zu haben glaubte. Auch die übrige Musik war über alle Vorstellungen Jakobs herrlich; von dem italienischen Kapellmeister des Erzherzogs rührte die Komposition her und alle Musiker und Musikfreunde hatten sich vereinigt, durch eine gelungene Aufführung den allgeliebten Meister Herz und dies Werk zugleich zu ehren. Ein „Herr, Gott, Dich loben wir!" schloß die feierliche religiöse Handlung.

Die Priester hatten sich vom Altare entfernt, die

letzten Töne der Orgel waren verklungen, schon schickte sich das Volk an, die Kirche zu verlassen, da erhob sich der Erzherzog von seinem Betstühle, wandte sich zu dem noch immer in tiefer Andacht versunkenen Meister und sprach: „Mein lieber Meister Daniel! Die Freude über Euer schön gelungenes Werk muß Euren andächtigen Sinn am meisten für Eure aufgewendete Mühe belohnen; doch vergönnet Eurem Fürsten auch öffentlich zu zeigen, wie sehr er das Glück erkennt, solche Männer in seinen Diensten und um seine Person zu haben." Während dieser Rede nahm er die goldene Kette, die er um den Hals trug, ab und hing sie dem sprachlosen Meister um, der in stummer Rührung die Hand des großmüthigen Gebers ergriff und sie mit Thränen benetzte. Das Volk aber brach in laute Freude aus und rief: „Es lebe unser Erzherzog, der großmüthige Ferdinand! Es lebe der brave Meister Herz!"

Für Stainer war diese Feierlichkeit ein entscheidender Lebensmoment gewesen; da ihm der Vater verwehrte, Musik zu treiben, so setzte sich in seiner Seele der Entschluß unwiderruflich fest, dieser wunderbaren Kunst wenigstens durch Verfertigung trefflicher Instrumente zu huldigen. Alle seine Kräfte wollte er daran setzen, etwas Vorzügliches zu leisten, was, gleich den Werken seines Vorbildes, des Meisters Herz, werth wäre, Jahrhunderte hindurch zu leben; oder zurückzukehren zu dem väterlichen Pfluge, um in Kummer und Gram durch einen frühen Tod das verfehlte Streben seines Lebens zu büßen.

Nahe am sogenanten Wappenthurme zu Innsbruck stand ein alterthümliches, beinahe burgähnliches Haus, einst der Besitz eines adeligen Geschlechtes und nun das Eigenthum des gefeierten Meisters Daniel Herz. Die dicken Mauern, die enge, eisenbeschlagene Pforte und die vergitterten Fenster gaben dem Hause ein unfreundliches Ansehen und mahnten an jene Zeiten roher Gewaltherrschaft, wo die Festigkeit des Wohnplatzes und die Mannhaftigkeit seiner Bewohner mehr Schutz gewährte, als das nur zu oft ohnmächtige Gesetz; jetzt aber hatte es sein bürgerlicher Besitzer von innen behaglich und freundlich umgebaut. Wenn man die finstere Stiege nicht ohne Gefahr hinaufgeklettert war, gelangte man in eine geräumige Vorhalle, wie sie in den meisten alten Häusern gewöhnlich war; in ihrem Hintergrunde war ein heller bequemer Erker, mit der Aussicht auf das den Grund des Hauses bespülende Wasser des Stadtgrabens. Hier saß nun der Hausherr mit einigen Freunden nnd erholte sich an einer wohlbesetzten Tafel, bei einer Flasche köstlichen Siebeneichners von den freudigen Erschütterungen des Vormittages. Ein lautes Gezänke auf der Stiege unterbrach den Strom der Rede, der sich unter den weinfrohen Gästen nicht sparsam ergoß; man hörte die gellende Stimme der alten Haushälterin, die immer fort schrie: „Pack Dich fort, Du ungestümer Schlingel, der Meister hat heute nicht Zeit, ’s wird ohnedies nur eine miserable Bettelei sein!“ Und dazwischen bat wieder eine jugendliche Männerstimme: „Ach, liebe

Jungfer! ich muß mit Ihrem Herrn reden, nur ein paar Worte, ich bitte Sie um Christi willen, nur ein paar Worte!“ Der flehende, eindringliche Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, machte die Tischgesellschaft aufmerksam. Herz rief: „Was gibt's denn, Marthe?“ „Ei, was gibt's!“ antwortete diese und erschien auf der obersten Stufe, die Arme in die Seite gestemmt und das zahnlose Kinn vor Zorn wackelnd, „einen Landstreicher gibt's, der betteln und Euch nicht einmal an Eurem Ehrentage beim Tische in Ruhe lassen will. Er muß mit Euch durchaus sprechen, sagt er.“ „Nun, nun, Marthe“, antwortete Herz mit gemüthlicher Ruhe, „eben an meinem Ehrentage soll gar keiner, dem ich irgend helfen kann, ungehört und ungetröstet von mir gehen. Komm herauf, Du da unten und sprich, was willst Du?“

Da kam denn unser Jakob, mit höchst verlegener Miene, den Hut zwischen den Händen und schritt auf den Meister zu; als er aber diesem nahe war und in das ehrwürdige, milde Antlitz schaute, da überwältigten ihn Gefühle mannigfacher Art, Ehrfurcht, Besorgniß, wie er werde aufgenommen werden, Verlegenheit und Angst so sehr, daß er nicht sprechen konnte, sondern laut zu weinen anfing. „Einfältiger Bursche“, sagte Herz lächelnd, „das Weinen laß in der Kinderstube; trink ein gutes Glas Wein, das wird Dir Leib und Seele stärken und dann sage Dein Begehren. Damit reichte er ihm einen Becher, von welchem Jakob ein wenig nippte, denn zu trinken wäre er nicht im Stande

gewesen, die Angst hatte ihm den Hals zugeschnürt. Aber mehr als der Wein kräftigte ihn die freundliche Art und Weise des Meisters und er wagte es, ihm sein Anliegen vorzutragen. Anfangs bat er mit größter Schüchternheit; aber als er nun seine unbegrenzte Liebe zur Musik, seinen festen Vorsatz, sich ihr wenigstens als Instrumentenmacher zu widmen, die bereits erfahrenen Hindernisse und die Art, wie er sie überwunden, schilderte und erzählte, wie erst der heutige Vormittag und das Beispiel des Meisters Herz seinen Entschluß vollends gereift und unwiderruflich gemacht habe; da wurde sein Vortrag immer belebter, sein Auge feuriger, seine Wange röther. „Und nun", schloß er, „bin ich da, wollet mich nicht verstoßen, lieber Meister, machet aus mir, was Ihr wollt, ich will Euch dienen spät und früh, nur laßt mich bei Euch und gebt mir einigen Unterricht in der edeln Kunst, nach deren Erlernung mich so sehr verlangt."

Der Meister schüttelte bei diesen Reden bedenklich das Haupt, aber sein Blick ruhte immer freundlicher auf der Gestalt des Sprechenden, das schlichte Wesen desselben nahm ihn für sich ein. An dem Tische saß auch der Buchdrucker Agrikola [1]), ein sehr geschickter Mann und dazu ein erzfrischer und fröhlicher Geselle; der nahm sogleich sein Glas zur Hand und rief: „Bravo, Bursche! Du hast Deine Sache gut gemacht,

[1]) Agrikola war ein vorzüglicher Buchdrucker in Innsbruck; er lieferte einige für seine Zeit vortreffliche Druckwerke.

dafür lasse ich Dich hoch leben! Du ehrst unsern Meister durch Dein Vertrauen auf die rechte Art; stoß an, Daniel! der hat dem Meister und dem Menschen in Euch einen gleich tiefen Scharrfuß gemacht! Komm her, setze Dich zu mir, Du darfst nicht wieder fort, so wahr ich Hans Agrikola heiße, oder ich schlage dem da gegenüber mit meinem Preßbengel alle Orgelpfeifen entzwei!"

Der Meister Daniel mußte über den ungestümen Eifer seines lustigen Freundes herzlich lachen und er begann den Ankömmling freundlich über Manches zu befragen, besonders ob er schon etwas von Musik gelernt habe. Jakob erzählte die Geschichte seiner Lehrstunden auf der Geige beim Schulmeister und seine Nöthen beim Bau derselben. Diese Erzählung gefiel den Gästen überaus wohl; und Herz sagte: „Nun, bringe mir einmal Dein Probestück und auf einige Wochen will ich es allenfalls mit Dir versuchen!" Wer war nun glücklicher als Jakob; kaum nahm er sich Zeit, dem großmüthigen Meister zu danken; dann flog er die Treppe hinab, um sein Glück dem Vater zu verkünden und sich alsbald wieder mit der selbst verfertigten Geige auf den Weg nach Innsbruck zu machen.

Der Vater war es zufrieden, daß sein Sohn ein Handwerk lernen sollte, wenn auch gerade kein so solides, wie er es gewünscht hätte. Schon am folgenden Dienstage trat Jakob wieder den Weg nach Innsbruck an, reich an Segnungen und guten Lehren, aber ganz

arm an Geld. Etwas Wäsche, einen Laib Brot und ein halb Guldenstück hatte ihm die sorgsame Mutter eingepackt. So wanderte er, seine Geige unter dem Arme, fröhlich fort. Die Zukunft kümmerte ihn wenig, denn ihn beschäftigte nur die Gegenwart mit dem frohen Gefühle, den sehnlichsten seiner Wünsche gegen alle Hoffnung und unerwartet schnell erfüllt zu sehen.

In der Anlage und Ausführung der von Jakob verfertigten Geige erkannte Herz so viele glückliche Anlagen, daß er ihn ohne weiteres Bedenken in die Lehre nahm. „Doch", sagte er, „Orgeln gibt es nicht viele und Du könntest bei aller Geschicklichkeit leicht einmal in Gefahr kommen, zu verhungern, darum wähle lieber ein anderes Instrument, das häufiger gebraucht wird und daher verspricht, seinen Mann ordentlich zu nähren — laß Dein erstes Werk zugleich einen Fingerzeig für die Zukunft sein — lerne das Geigenmachen." Jakob gab hiezu gerne seine Einwilligung und begann nun mit außerordentlichem Fleiße seine Lehrzeit bei dem Meister Herz.

Ein halbes Jahr verging ihm in dessen Hause wie eine Woche und während dieser Zeit gewann ihn der Meister immer lieber. Es ist etwas sehr Gewöhnliches, daß ältere Hagestolze sich mit großer Zuneigung an junge Leute anschließen und auf diese Art gleichsam ein Surrogat für die Entbehrung des Elterngefühles suchen. Des Jünglings unbegrenzte Dankbarkeit, sein offener, heiterer Sinn, sein Geschick zu allem, was er angriff, zogen ihn so sehr an sich, daß

der kinderlose Mann beschloß, sich des Jünglings gänzlich anzunehmen und für seine Zukunft zu sorgen.

Herz war in seiner Jugend als wandernder Geselle nach Italien gekommen und hatte dort den jungen Pietro Vimerkati kennen gelernt. Beide schlossen sich an einander an, des Italieners feurige leichtbewegliche Seele und des Deutschen tiefe Gemüthlichkeit ergänzten sich wechselseitig und knüpften so ein festes Band, das auch noch fest hielt, als Beide schon lange getrennt waren und zwischen der Gegenwart und der frohen Jugendzeit nur noch die dunkelnden Nebelbilder der Erinnerung lagen. Herz hatte seinen Freund, der es zu einer bedeutenden Geschicklichkeit in seinem Fache gebracht hatte, immer bereden wollen, mit nach Deutschland zu ziehen, allein vergebens; Vimerkati konnte sich von dem schönen italienischen Himmel, von den theuren Lauten seiner klangvollen Muttersprache nicht trennen. Zu spät bereute er, dem Rathe seines besonnenen Freundes nicht Gehör gegeben zu haben. Er heirathete eine herrliche Römerin und zog mit ihr nach Cremona, weil diese Stadt schon damals einen bedeutenden Ruf wegen der dort verfertigten Geigen genoß. Im Anfange ging alles gut; Vimerkati lebte mit seiner Gattin zwar in sehr beschränkten, aber höchst glücklichen Verhältnissen, deren Wonne noch gesteigert wurde, als ihm seine Angela ein blühendes Töchterchen gebar. Allein als sich der Ruf von Vimerkati's Geschicklichkeit immer mehr verbreitete und ihm immer mehr Bestellungen zuzog, da wuchs der Groll der

übrigen Cremoneser Geigenmacher immer höher gegen ihn an. Zuerst versuchten sie durch Neckereien aller Art ihm den Aufenthalt in Cremona zu verleiden; er achtete ihrer aber nicht, stolz in dem Bewußtsein seiner Kunst und glücklich in der unbegrenzten Liebe seiner Gattin, die sich nun schon zum zweiten Male Mutter fühlte. Da entblödete sich einer aus der Zunft, Namens Giulio Amati, nicht, schlechte Geigen unter Vimerkati's Namen herumzuschicken und zum Verkaufe auszubieten. Der Betrug war zu plump, um nicht bald von dem Beschädigten entdeckt zu werden; er wurde darüber wüthend, denn er glaubte dadurch seine Ehre, seinen Ruhm, der ihm über Alles theuer war, angegriffen. Augenblicklich rannte er zu dem Podestà der Stadt, klagte das ihm widerfahrene Unrecht und drang auf strenge Bestrafung des Schuldigen. Der Podestà ließ die Sache untersuchen und die Klage wurde auch begründet befunden; allein die zahlreiche und mächtige Zunft der Geigenmacher erregte so viel Umtriebe und verwendete sich mit solchem Eifer für den Schuldigen, daß dieser straflos blieb. Hiedurch wurde Vimerkati auf's Aeußerste gereizt und es wäre ohne Angela's unaufhörliche Bitten und Vorstellungen ganz gewiß zwischen ihm und Amati zu blutigen Händeln gekommen. Der Haß, der nicht in helle Flammen auflodern konnte, nagte um so gewaltiger in der Rache kochenden Brust Beider; es bedurfte nur eines geringen Anlasses, um gegen Einen von ihnen sich tödtlich zu entladen. Da geschah es, daß Vimer-

kati, dessen Ruf sich gerade durch die Bemühungen seiner Feinde, ihn zu verkleinern, nur immer weiter verbreitete, eines Tages eine Bestellung auf mehrere Violinen für die päpstliche Hofkapelle erhielt. Dieser Triumph war für ihn zu groß, als daß er ihn hätte unter dem Scheffel halten können; voll stolzer Freude eilte er noch vor dem Avemarialäuten in ein Weinhaus am brescianer Thore, wo sich seine Zunft gewöhnlich einzufinden pflegte, ließ sich dort eine Flasche Wein geben und erzählte nicht ohne Ruhmredigkeit und gehässige Seitenblicke auf Amati und seine übrigen Feinde von der ehrenvollen Bestellung, die er soeben erhalten habe. Man hörte ihm lächelnd zu, ohne viel davon Notiz zu nehmen; es waren auch einige von Amati's Freunden da, die aber, ohne etwas zu erwidern, bald sich entfernten.

Es war schon ziemlich spät, da erhob sich auch Vimerkati, um nach Hause zu gehen. An der Thüre zupfte ihn der Wirth am Aermel und flüsterte leise: „Signor Pietro, geht heute nicht nach Hause, es geht die Befana [1]) herum und Ihr könntet zu großem Schaden kommen." Aber der weinfrohe Vimerkati lachte. „Halt's Maul, Alter, glaubst Du, ich sei ein Kind, daß Du mich mit der Befana schreckst?" — „Geht nicht", wiederholte der Wirth noch einmal, sich vorsichtig umsehend, dann entschlüpfte er eilig in das

[1]) Befana — unser Knecht Ruprecht; ein Kobold, mit dem man die Kinder schreckt.

Innere der Bottega. Der Gewarnte war aber zu sehr von Wein und Freude erhitzt, um viel auf Ermahnungen achten zu können; er nahm ein gespanntes Terzerol, ohne das er nie ausging aus der Busentasche und schritt, ein fröhliches Lied summend, seiner Wohnung zu. Es war ziemlich dunkel und die Straßen, durch die er ging, schienen ihm ungewöhnlich menschenleer; fast wollte ihm etwas bange werden, da gewahrte er von ferne ein Licht, das aus seiner Wohnung, aus dem Fenster von Angela's Stube drang; er verdoppelte daher seine Schritte, schon stand er unter der Hausthüre, die Klinke in der Hand; da fühlte er etwas Kaltes durch seine Brust fahren; er griff mit der einen Hand darnach; ein Schrei: Jesus, Maria, ich bin verwundet und ein Schuß aus dem Terzerole, das er in der andern Hand hielt, waren das Werk eines und desselben Augenblickes; dann sank er bewußtlos zu Boden. Er erwachte wieder in einem Zimmer des Spitals, das Gesicht eines fremden Wärters an seiner Seite. Es bedurfte langer Zeit, bis er sich so viel erholte, daß er alle Gegenstände um sich her gehörig erkennen und zu seinem vollen Bewußtsein gelangen konnte. Seine dringenden Fragen nach Weib und Kind wurden mit Stillschweigen beantwortet, bis ihm der Spitalarzt sagte, seine äußerst gefährliche Wunde verbiete unter unmittelbarer Todesgefahr jede Bewegung des Körpers und des Gemüthes; er könne sie daher nicht sehen und solle sich überhaupt hüten, auch nur zu sprechen. Beinahe ein Vierteljahr lag

der Verwundete ohne merkliche Besserung und seine Genesung wurde ebenso sehr durch die Gefährlichkeit der Wunde, deren tödtlicher Wirkung er beinahe nur durch ein Wunder entgangen war, als durch seine eigene Leidenschaftlichkeit verzögert. So wie er aber nach und nach genas und erstarkte, wagte man es, ihn mit dem vollem Maße seines Unglückes bekannt zu machen. Auf den Schuß war Angela unter die Thüre gesprungen und bei dem fürchterlichen Anblicke ihres leblos daliegenden Gatten ohnmächtig an seiner Seite niedergesunken. Die herbei geeilten Nachbarn hoben Beide auf und trugen sie in ihre Stube; aber der heftige Schrecken hatte eine zu frühe Niederkunft veranlaßt, an deren Folgen die Mutter nach wenigen Stunden starb. Auf Vimerkati machten diese Unglücksnachrichten, welche ihm sehr schonend allmählig mitgetheilt wurden, anfangs eine den Erwartungen ganz entgegengesetzte Wirkung. Man hatte die Ausbrüche furchtbarer Leidenschaftlichkeit und eines wilden Schmerzes gefürchtet, statt dessen war er ruhig, in stillem Jammer versunken geblieben. Es schien, als habe die Gewalt solchen Unglückes seine ganze Gemüthskraft erdrückt. Erst, wie er nach und nach kräftiger wurde, wachte er aus seinem dumpfen, schmerzvollen Hinbrüten auf und äußerte einen glühenden Durst nach Rache. Aber der Thäter, Giulio Amati, war aus Cremona entflohen und Niemand konnte oder wollte von ihm Kunde geben. Als Vimerkati ganz genesen war, übergab er seine Tochter Chiara, das theuere Ebenbild ihrer Mutter,

seiner Schwester Teresa zur Pflege und wanderte unstät umher, nicht ohne geheime Hoffnung, irgendwo seinen Todfeind treffen und an ihm Rache nehmen zu können. Auf diesen Wanderungen kehrte er auch bei seinem Jugendfreunde Herz in Innsbruck zu und Beide erneuerten den alten Bund der Jugend. An der Brust des theilnehmenden Freundes linderte sich zuerst sein unsäglicher Jammer und dieser vermochte ihn auch, sich wieder mit Liebe seinen gewohnten Arbeiten zuzuwenden. Die erste Frucht derselben war auch das Meisterstück seines ganzen Lebens; jene herrliche Geige, die er Angela nannte und die er nur einmal des Jahres aus dem Futterale nahm, um am Todestage der Abgeschiedenen durch süße Töne das Andenken an die Verklärte zu erneuern und den Schmerz um sie zu verewigen.

Herz wollte ihn bewegen, bei ihm in Innsbruck zu bleiben, allein vergebens; — die Liebe zum heimathlichen Boden, zu seiner Tochter, die er zu zart für das rauhe Klima in den Bergen hielt, wohl auch ein dunkler, nie ruhender Trieb nach Befriedigung seiner Rachelust, trieben ihn zurück nach Italien. — „Der Süden hat mich erzeugt“, sagte er beim Abschiede zu seinem Freunde, „und nur im Süden kann gedeihen, was mir frommt. Der Abschied von Dir wird mir nicht schwer, weil ich weiß, daß Dein treues deutsches Herz nicht von der Liebe zu mir läßt und dann ist es gleichgiltig, ob man sich ferne oder nahe ist. Die Liebe erträgt auch die Ferne, nur der Haß bedarf der

Nähe.“ Er ging nach Venedig, nahm seine Tochter und deren Pflegerin zu sich uud ließ sich dort häuslich nieder.

Dies war der Mann, welchem Herz seinen Schützling in die Lehre zu geben beschloß, da er selbst mit Orgelbauen zu sehr beschäftigt war, um ihn im Geigenmachen gehörig unterrichten zu können und weil er Vimerkati's Geschicklichkeit hierin überaus hochschätzte. Diesem war es bei seinem herannahenden Alter ganz recht, einen jugendlichen Gehilfen zu bekommen und überdies einen ihm von seinem liebsten Freunde empfohlenen, und so war Jakob nach einem thränenreichen Abschiede von seinem geliebten Wohlthäter bald auf dem Wege nach Venedig, wo ihn der Leser auch bereits ankommen gesehen hat.

Spät am andern Morgen weckte Teresa's gellende Stimme den Langschläfer, der sich schlaftrunken die Augen rieb und eben erst aus einem langen Traume zu erwachen glaubte; denn die Bilder der Reise und die Begebenheiten des vorigen Abends, welche wirre durch seinen Kopf flogen, dünkten ihm ein solcher zu sein. Nicht ohne geheime Angst, indem er an des Meisters barsche Worte dachte, stieg er die Treppe hinab in die Wohnstube, wo Vimerkati bereits an der Arbeit war; allein dieser empfing ihn ziemlich freundlich und gedachte der vorigen Nacht mit keiner Silbe.

Chiara brachte ihm das Frühstück und aus ihren schelmischen Augen glaubte er zu lesen, wem er diese Schonung zu danken habe. Er fühlte die innigste Dankbarkeit gegen seine kleine Wohlthäterin und sein Auge ruhte mit doppeltem Wohlwollen auf ihrer zierlichen Gestalt.

Mit regem Eifer ging er dann an die Arbeit, die ihm der Meister übertrug; aus früherer Uebung damit nicht unbekannt, gelang es ihm bald, dessen Zufriedenheit und im Verlaufe der Zeit dessen immer steigenden Beifall zu erringen. Und dies war manchmal keine leichte Aufgabe, denn bei allen trefflichen Eigenschaften hatte der Meister auch wieder so wunderliche Einfälle, daß große Geduld erfordert wurde, ihnen immer ohne Widerspruch nachzugeben. Jakob ließ dann den Alten gewähren; mit großem Danke nahm er jedes Geheimniß seiner Kunst, das ihm der Alte erschloß, jeden Kunstgriff, den er ihm lehrte, auf und bemühte sich dann um so emsiger, auch seinen Wunderlichkeiten zu Danke zu arbeiten. Dies erwarb ihm des Meisters ganze Liebe und wenn er bisweilen an Feierabenden ausging, um die große Stadt und die in ihr aufgehäuften Kunstschätze zu besehen, so pflegte sich dieser nicht selten gegen seine Schwester beifällig über seinen Lehrburschen zu äußern: „Das wird ein ganzer Patron“, sagte er, „vor dem mögen sich die Cremoneser fürchten; wäre ich nicht so alt und wäre er nicht der Pflegesohn meines alten Daniels, ich könnte mit der Zeit selbst einmal eifersüchtig auf ihn wer-

den." Und Donna Teresa setzte dann nach der Weise alter Tanten und Gevatterinnen hinzu: „Und was für ein hübscher, guter Bursche er ist, bescheiden und voll Religion! Er geht nie schlafen, ohne seinen Rosenkranz zu beten und alle Festtage hört er seine drei Messen in St Salvador. Er wird gewiß einmal eine Frau recht glücklich machen; er wird sie an Leib und Seele gut versorgen. Wenn nur Chiara nicht so eine wilde Hummel wäre; sie wird sich noch das beste Glück verscherzen." Die letzte Rede verdroß aber den Alten gewaltig; er wollte von einer Kuppelei durchaus nichts hören. „Was Gottes Wille ist", sprach er, „wird geschehen; wenn das Mädel aber bis zu ihrem zwanzigsten Jahre keinen Mann bekommt, muß sie in Gottes Namen ins Kloster; die Priorin al redentore kenne ich, dort ist sie gut aufgehoben." — Das schrieb sich Donna Teresa hinter's Ohr, mit dem besten Vorsatze, dafür zu sorgen, daß nichts daraus werde; denn so fromm Donna Teresa war, so liebte sie doch ihre Nichte zu sehr, um ihren jugendlichen Frohsinn in einem Nonnenkloster begraben zu wollen. Der Zufall schien ihr zuvorzukommen und ihre Rolle zu übernehmen.

Jakob betrachtete die Reize Chiara's, die sich immer mehr entfalteten, mit heimlichem Wohlgefallen, mit einem wohlthuenden Gefühle, über das er sich nicht Rechenschaft geben konnte, das ihn aber höchst glücklich machte. Mit seinen Wünschen höher zu schweifen, war er zu unerfahren und zu bescheiden; denn die

Tochter seines Meisters stand dem demüthigen Jünglinge viel zu hoch. Diese zeigte, daß sie dem gutmüthigen, geschickten Deutschen nicht abhold war; sie behandelte ihn bei jeder Gelegenheit mit besonderem Wohlwollen, so sehr es nur immer ihre muthwillige Laune, die nichts verschonte, gestatten mochte. Aber gerade diese war es, die Jakob am meisten von ihr entfernte; bei seiner gemüthlichen Ruhe und dem tiefen Ernst seines Charakters konnte er das leichtbewegliche, fast quecksilberne Wesen des Mädchens nicht begreifen; vor seiner Seele stand ein anderes Bild ruhiger Weiblichkeit, das er zwar in seinen beschränkten Lebensverhältnissen nie wirklich geschaut hatte, das aber deshalb nicht weniger frisch und lebendig in seinem Herzen lebte. Aber Alles, was Chiara that, war vom holdesten Liebreiz umflossen, ihre Schelmereien entfernten sich nie von der Linie der feinsten, ihr angebornen Grazie, daß Jakob nach und nach der unwiderstehlichen Gewalt so vieler Anmuth unterliegen und ihre Herrschaft über sein Gemüth anerkennen mußte. Wenn sie wie eine Libelle um ihn hergaukelte, ihn ihren lieben Giacopo nannte und in demselben Moment auch wieder einen ihrer muthwilligen Streiche an seiner Person oder an seiner Arbeit ausübte, dann mit einem unbeschreiblichen Blicke holder Freundlichkeit dem Verdrießlichen die kleine Hand zur Versöhnung reichte, da fühlte er Herz und Geist wie in einem unwiderstehlichen, verzehrenden Taumel befangen und er glaubte, keinen höheren Wunsch zu kennen, als sie umfangen

und in ihren Armen den glücklichsten und letzten Moment seines Daseins leben zu dürfen. In ruhigern Momenten kamen ihm solche Gedanken und Wünsche ganz sündhaft vor; er waffnete sich dagegen mit allen Gründen seines gesunden und höchst religiösen Sinnes; aber ein einziger Blick auf Chiara's Lieblichkeit und er ging aus jedem dieser Kämpfe nur noch schwächer hervor.

Chiara hatte von ihrer Mutter eine ganz herrliche Stimme geerbt, eine jener glockenhellen silbernen Stimmen, die auch in Italien, wie allerwärts höchst selten, aber nur in Italien in solcher Vollkommenheit zu treffen sind. Ein tüchtiger Gesanglehrer hatte keine Mühe gespart, diese schöne Gabe durch sorgfältigen Unterricht noch weiter auszubilden und sie hatte es daher zu keinem gemeinen Grade von Kunstfertigkeit und Vollendung im Gesange gebracht. Jakob kannte wohl ihre schöne Stimme aus manchem lustigen Venezianerliedchen, das sie, im Hause herumtanzend, zum Besten gab; aber von ihrem Unterrichte und ihrer Kunstbildung wußte er nichts, da sie die Lektionen außerhalb des Hauses bei einer Freundin erhielt und dort auch ihre Uebungen vornahm. Der Vater war nicht wenig stolz auf das Gesangtalent seiner Tochter; aus einer von den bei ihm sehr gewöhnlichen Grillen hatte er jedoch damit sehr geheim gethan, denn Chiara sollte auf einmal als vollendete Sängerin, wie Minerva aus Jupiters Haupt, vor das erstaunte Venedig hintreten. Dieser große Tag war nun erschienen; am

Ostersonntage sollte sie zum ersten Male in der Kirche St. Geminiano eine große eingelegte Arie singen. Die Vorbereitungen dazu im Vimerkatischen Hause waren nicht gering; Donna Teresa gab ihrer Nichte hundert Regeln, wie sie sich am Notenpulte, gegen den Kapellmeister, gegen die übrigen Sänger zu benehmen habe, die aber alle überhört wurden; der Alte griff sich besonders an und kaufte ihr einen neuen Anzug; Chiara war vor Freude darüber und in Erwartung des unausbleiblichen Beifalls völlig außer sich; sie rannte jubelnd und singend Treppen auf, Treppen ab, schlug alle Thüren zu, als müßten sie sammt dem Thürstocke aus der Mauer herausfallen und küßte in ihrer Herzensfreude einmal über das andere den alten Kater und beinahe wäre unserm Jakob abwechselnd mit dem Kater dasselbe Glück zu Theil geworden. Endlich brach der Wonnetag heran; mit dem frühesten Morgen war Chiara aus dem Bette und nun ging es an ein Anziehen und Herumrennen. Gevatterinnen und Nachbarinnen fanden sich ein, die den Anzug ordnen halfen und dazwischen insgesammt schnatterten, als gälte es, zehn Kapitolien zu retten. Bei aller dieser Geschäftigkeit wären die guten Damen dennoch bald zu spät gekommen, wenn nicht der Alte sie sämmtlich zur Thüre hinausgeschoben und seine Tochter in die Kirche beinahe entführt hätte. Jakob war diese Tage sonderbar zu Muthe gewesen; in der Freude ihres Herzens war er von Chiara ganz übersehen worden und diese Unbeachtung that ihm unbeschreib-

lich wehe; er sagte sich jede Minute: Du Thor, was hast Du denn für ein Recht auf ihre besondere Aufmerksamkeit, auf ihr innigeres Wohlwollen? Aber dadurch vermochte er das schmerzliche Gefühl nicht aus seiner Seele zu bannen; er war sich im Innersten bewußt, durch das, was er für sie fühlte, auch von ihrer Seite eine größere Theilnahme verdient zu haben. Und nun vollends diesen verzweifelten Lärm am Morgen des Ostersonntages im Hause konnte er nicht länger ertragen; er schien ihm eine Entheiligung dieses festlichen Tages; wie gejagt eilte er fort aus diesem Gewirre, setzte sich in die nächste Barke und ließ sich an den Lido hinausrudern. Er gedachte der stillen, friedlichen Heimath, wo die Natur um diese Zeit noch im Winterschlafe liegt, oder eben erst die Schneedecke abgeschüttelt hat; er erinnerte sich, mit welchen heiligen Empfindungen er an diesem Tage immer aufgestanden war, wie alle im Hause sich in feierlicher Stille ankleideten, als fürchteten sie, die Heiligkeit des Morgens durch weltliches Gespräch zu stören, wie sie dann auf das erste Zeichen der Glocken zu der Kirche wallfahrteten; welche fromme Schauer seine kindliche Seele durchzuckten, wenn der Priester das Allelujah anstimmte und die Pauken und Trompeten schmetternd dazwischen jubelten; alle diese Bilder einfacher, ruhiger Frömmigkeit gingen an ihm vorüber, mahnten ihn an seine Kinderzeit und erweckten eine unendliche Sehnsucht in seiner Brust. Am Lido stieg er aus, wo diese Insel am schmalsten ist und wandelte durch einige

Rebengärten und dann durch die nackten Sanddünen bis zu der Stelle, wo er das Meer überschauen konnte.

Es war ein herrlicher, milder Frühlingsmorgen, kein Wölkchen trübte die Bläue des Himmelsgewölbes, an dessen fernstem Rande die Sonne wie ein glühender Feuerball auftauchte, Himmel und Meer vergoldend. Ein leiser Ostwind kräuselte die unermeßliche Wasserfläche und jagte eine Welle um die andere an das sandige Ufer, wo sie, in weißen Schaum aufgelöst, wieder zurückkehrte in die allgemeine, alles verschlingende Fluth; kaum sichtbar tanzte mit geschwelltem Segel eine Fischerbarke, die des Nachts auf den Fang ausgewesen war, auf dem Wellenspiegel und eilte heimzukehren aus dem trügerischen Elemente in die wohlthuende Nähe befreundeter, hilfreicher Wesen.

Es gibt Augenblicke, wo der heftige Andrang der Empfindung so mächtig ist, daß die Seele davon erdrückt und fast bis zur Bewußtlosigkeit vernichtet wird; wo die Natur den Geist mit allgewaltiger Kraft niederhält, als wolle sie ihn ihre Macht und seine Beschränktheit fühlen lassen. So ging es unserm Jakob in diesem Moment — er war erschüttert, vernichtet. Noch nie war er sich so klein, so nichtig vorgekommen; dann aber wieder, als er sich allmählig gesammelt hatte, glaubte er aber noch nie Erhabeneres empfunden zu haben. Es schien ihm, als stände er an der Grenze der Endlichkeit, dieser unabsehbare Wasserplan könne nicht wieder durch Land begrenzt werden, sondern er

müsse den kühnen Schiffer unmittelbar in die Unendlichkeit hinaustragen, wo er nur im Lande der Unsterblichen ankern könne. Die Wellen zu seinen Füßen rauschten ihm wie Musik; — es dünkte ihm, sie trügen ihm Grüße zu aus dem Lande der Geister und redeten mit ihm eine fremde und doch ganz vertrauliche Sprache; sehnsüchtig breitete er Arme und Wünsche aus nach jenem unbekannten Etwas, das er nicht denken, nicht begreifen, nur im tiefsten Herzen ahnend empfinden konnte.

Das Hochamt in der Kirche St. Geminiano hatte bereits begonnen, als Jakob von seiner Spazierfahrt zurückkehrend in sie eintrat. Der Ruf, daß eine junge Sängerin sich zum ersten Male hören lasse, hatte eine große Menge Dilettanti versammelt; denn der Italiener betrachtet Alles, den Katheder des Professors, das Pult des Predigers, den Gerichtstisch, — kurz, jede feierliche, religiöse oder bürgerliche Handlung wie ein Schauspiel, so daß ihm der tiefste Ernst des Lebens wie ein Spiel und beinahe nur dieses als wahrer Ernst erscheint; die ohnedies nicht große Kirche war daher gedrängt voll, er konnte nur mit Mühe ein Plätzchen in einer Ecke finden. Noch ganz erfüllt von den erhabenen Gefühlen, die dieser Morgen in ihm erweckt hatte, betrachtete Jakob das Gedränge um ihn her gar wenig, sondern er warf sich mit voller Andacht vor dem Altare des Ewigen auf die Kniee und betete mit Inbrunst. Noch nie hatte er die Herrlichkeit des „Gloria in excelsis Deo“ so tief empfunden

und begeistert stimmte er in Gedanken ein, als die Musik rauschend wie ein Gewittersturm das „Pleni sunt coeli“ verkündete. Er war erfüllt von der Herrlichkeit Gottes. Fugenartig begann das Credo, ein ordnungsvolles Gewirre vieler Stimmen, gleichsam andeutend, daß alle Völker nach ihren verschiedenen Ansichten und Weisen einstimmen in das Bekenntniß: „Ich glaube an einen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde“; — plötzlich verstummten alle Instrumente und eine weibliche Stimme, so hell und rein, so voll und klangreich, als töne sie wie eine Botin des Himmels aus der unermeßlichen blauen Ferne, begann das: „Et incarnatus est“. Im tiefsten Schmerze, in den weichsten Tonarten sang sie die Menschwerdung, das Leiden, den Tod des Erlösers. Wenn der Schmerz zu gewaltig einstürmte, die Stimme fast zu ersticken drohte, dann fielen die Chöre der übrigen Sänger tröstend ein, als wollten sie die klagende Seele aufrichten aus ihrem Schmerze um den Heiland, durch die Erinnerung an dessen Erlösungs- und Versöhnungswerk.

Mit athemloser Spannung folgte Jakob jedem Tone der wunderherrlichen Sängerin, so groß früher seine begeisterte Erhebung gewesen war, so tief war sein Schmerz; noch nie hatte er die erbarmungsvolle Liebe des ewigen Gottes so innig gefühlt, als in diesem Augenblicke, da er kurz vorher noch so sehr von dessen Größe und Allmacht durchdrungen war. Die Thränen liefen ihm über die glühenden Wangen herab,

er glaubte vergehen zu müssen in heiliger Wehmuth. Die Paukenwirbel kündigten nun das Resurrexit an und sämmtliche Zuhörer wandten sich mit den verschiedensten Bewegungen gegen den Chor zurück, um der Sängerin ihren Beifall zu zollen; nur die Feier des Tages hielt sie zurück, ihr ein stürmisches Bravo zuzurufen. Diese Bewegung leitete Jakobs Aufmerksamkeit von seinen frommen Empfindungen ab auf die Sängerin; er wandte sein Gesicht zurück und obwohl er es schon geahnt hatte, so war er doch auf das Freudigste überrascht, als er Chiara's freundliches Antlitz hinter dem Notenpulte hervorschauen sah. Von diesem Augenblicke an erschien ihm das Mädchen ganz anders; alle ihre muthwilligen Streiche waren vergessen, sie strahlte jetzt für ihn wie in einem heiligen Verklärungsglanze."

Nach dem Gottesdienste drängte sich eine Menge Dilettanten und Musiker um die Heimkehrende und brachten ihr die ausschweifendsten Glückwünsche zu ihrem entschiedenen Erfolge dar. Der alte Vimerkati schaute voll stolzen Triumphes umher, dann wieder mit dem Ausdrucke der innigsten Zärtlichkeit auf seine Tochter; denn in ihr war ja seine Angela wieder aufgelebt, nur die Töne dieser Dahingeschiedenen hatte er aus der Tochter Munde vernommen. Donna Teresa machte links und rechts Bücklinge und sagte unaufhörlich: „Ach, wie gesegnet ist doch meine Chiaretta, welche Stimme, welches portamento, welch' ein Ausdruck! Aber Ehre auch, wem Ehre gebührt, der Maestro

Giuliano hat sie vortrefflich unterrichtet; er ist ein ganz vorzüglicher Meister und wie schnell unsere Chiaretta alles begriffen hat, es ist zum Erstaunen! es ist nicht anders, als ob ihr die Noten zur Kehle herauswüchsen.“ So ging es in einem fort, obwohl Niemand darauf hörte. In bescheidener Entfernung folgte Jakob, glücklich, wenn er nur von ferne die holde Gestalt erblicken konnte, die er noch nie so schön gesehen hatte. Ein rosenfarbenes Seidenkleid umfloß den schönen Leib, eine Perlenschnur war durch die schwarzen Locken geflochten, die Wangen waren von holder Verlegenheit und Freude geröthet, sie schwebte anmuthig dahin, wie eine liebliche Fee. An der Hausthüre beurlaubte sich der ganze Schwarm der Begleiter und nun war es Jakob vergönnt, ihr allein gegenüber zu stehen. Aber sein Herz war zu voll zum Sprechen, eine unüberwindliche Scheu hielt ihn zurück; — kaum wagte er, ehe sie in ihre Kammer hinaufstieg, ihre Hand zu fassen und sie mit Rührung zu küssen, als wollte er ihr danken für diesen herrlichen Gesang.

Von nun an ging Jakob umher wie ein Träumer; er dachte und fühlte nur Eines und dies war das Bewußtsein seiner riesenstark erwachten Liebe. Der sonst immer muntere Jüngling sprach wenig, er hatte alle Lust zur Arbeit verloren; am liebsten saß er in seiner Kammer und spielte auf seiner Geige, der einzigen Freundin, der er sein Geheimniß anvertraute. Der alte Vimerkati war über diese Veränderung seines Lehrlings sehr erschrocken, denn er hatte ihn eines

Theils wirklich recht lieb gewonnen, andern Theils konnte er ihn gar gut bei seinem Geschäfte brauchen und vermißte daher die gewohnte Unterstützung sehr schwer. Er drang ein paar Mal mit Ernst und Strenge in ihn, von seinem früheren Fleiße nicht nachzulassen; allein so sehr sich Jakob auch anstrengte, es wollte ihm nichts mehr von der Hand gehen, denn seine Gedanken waren ja ganz wo anders. Vimerkati äußerte seine Besorgnisse gegen die Schwester, die aber lachte dazu ganz wohlgemuth und sagte zu dem darüber verwunderten Bruder: „So ist es recht, so hat es kommen müssen, die Mäuse fängt man mit Speck, die empfindsamen Deutschen mit Mondschein und Seufzern. Hätte Chiara am Ostersonntage ein Gloria gesungen statt des weinerlichen Incarnatus, so würde der steinerne Jakob noch lange um sie herumgeschlichen sein, wie die Katze um den Brei; seit sie aber den Klaggesang gesungen hat, ist ihm die grimmigste Liebe ausgebrochen, wie die Blattern, so daß er sich vor lauter Empfindsamkeit gar nicht zu fassen weiß.“ — „Und was soll denn daraus werden?“ fuhr Signor Pietro auf, meinst Du, ich werde ihm meine Tochter an den Hals werfen, diese Perle, um die einst noch Italien buhlen wird?“ — „Wie Du aber auch noch albern schwatzest“, entgegnete die liebenswürdige Schwester, „er wird sich ihr nicht an den Hals, — vor die Füße wird er sich ihr werfen aus purer Devotion und Ehrfurcht und es wird wahrlich Mühe kosten, ihn nur zu der Ueberzeugung zu bringen, daß seine Angebetete nicht

zu erhaben ist, sein ganz gemeines, irdisches Weib zu werden." — „Da machte sie auch ein brillantes Glück", meinte der Bruder, „wenn sie den hergelaufenen Bauernjungen zum Manne bekäme". — „Glück genug für ein junges Mädchen, das keinen Soldi besitzt oder zu hoffen hat, so bald unter die Haube zu kommen!" dabei entfuhr der guten Dame ein Seufzer, der sich deutlich als eine bittere Reminiszenz aus ihrem eigenen, ehelos gebliebenen Leben ankündigte; dann fuhr sie fort: „Du selbst sagst immer, Jakob sei ein ausgezeichnet geschickter Arbeiter und er werde einst wenige Meister seines Gleichen haben; Du wirst immer älter und weniger aufgelegt zum Arbeiten, um so mehr aber zum Trinken; Vermögen haben wir Beide keines, was soll daher in kurzer Zeit aus mir, aus Dir und aus Deiner Tochter werden? Zudem ist es nicht unwahrscheinlich, daß Meister Herz seinem Lieblinge eine hübsche Summe rother Geharnischter seiner Zeit hinterlassen wird; der Bursche ist hübsch, gewöhnt sich von Tage zu Tage feinere Manieren an, das Mädel kann ihn wohl leiden, — ich wüßte ja keine bessere Versorgung für sie zu finden. Hat sie nur einmal geheirathet, dann kann sie ohnedies thun, was ihr beliebt. Du trinkst dann in Ruhe Deine Flasche Vicentiner und läßt Deinen deutschen Schwiegersohn für Dich die Kunden bedienen." Der letzte Grund war schlagend und siegend; Signor Pietro sagte nichts mehr, sondern erhob sich schmunzelnd von seinem Stuhle, als koste er die erste Flasche und ging davon, ohne ein Wort zu sagen.

Donna Teresa war hoch erfreut, diesen Sieg über den starrsinnigen Bruder davongetragen zu haben, und wir dürfen es ihrer Weltklugheit in dergleichen Dingen zutrauen, daß sie die geeignetsten Schritte ergriffen haben wird, um Jakobs Schüchternheit zu besiegen und ihn zu einer Erklärung seiner Wünsche zu vermögen. Chiara, wir müssen es zu ihrer Ehre gestehen, war diesen unwürdigen Umtrieben ihrer kuppelsüchtigen Tante ganz fremd geblieben; sie überließ sich ohne Rückhalt ihrer wohlwollenden Gesinnung gegen den Deutschen, ohne sich viel um die Zukunft oder um die eigentliche Natur dieser Neigung zu bekümmern. Jakob selbst befand sich in der peinlichsten Stimmung; er liebte das Mädchen mit aller Gluth eines kräftigen, unverdorbenen Herzens, nur in ihr und mit ihr wollte er sein künftiges Lebensglück finden; es drängte ihn, ihr dies zu sagen, aber eine unüberwindliche Scheu hielt ihn zurück und ein dunkles unerklärbares Gefühl ließ ihn immer ein geheimes, furchtbares Unglück ahnen und diese Angst trübte seine Stimmung so sehr, daß selbst Chiara's wohlwollende Blicke, die ihn in lichten Augenblicken ganz beseligten, nicht zu erheitern vermochten; ja, daß er manchmal in eine Melancholie verfiel, die für seine Gesundheit bangen ließ. Umsonst waren Teresa's ermunternde Reden; nicht undeutlich ließ sie in seinen künftigen Himmel, in Chiara's liebendes Gemüth blicken, alles war vergebens; ja, solcherlei Reden machten ihn gewöhnlich nur noch wehmüthiger und trüber gestimmt. So war Pfingsten herangekommen

und wahrscheinlich wäre noch Weihnachten und wieder Ostern vorbeigegangen, ohne daß sich das Verhältniß zwischen Jakob und Chiara geändert hätte, wenn nicht der thätigste Gelegenheitsmacher in der Welt, der Zufall, sich wieder in's Spiel gemischt und die Tante Teresa unterstützt hätte.

Am Pfingstmontage wurde auf dem Kanal grande eine Regatta gehalten. Halb Venedig strömte herbei, um diese Volksbelustbarkeit zu sehen. Alle Fenster der am Kanal liegenden Häuser waren mit Tapeten und mit Zuschauern besetzt; der Quai wimmelte von Menschen und die feste Rialtobrücke schien unter der Menschenmenge, die sie trug, einbrechen zu müssen. Auch Chiara war mit der Tante und Jakob zu diesem Schauspiele geeilt, während der Alte zu Hause bei einem Glase Wein sitzen blieb. Die Regatta hatte bereits begonnen, als sie auf den Quai gelangten; mit Mühe drängten sie sich unter Jakobs kräftiger Mitwirkung durch die Menschen, bis an den Rand des Quai's, wo sie den Kanal übersehen konnten; jetzt eilten die Fischerbarken heran, die Fischer legten die Stangen gegen einander an; alles drückte vorwärts, um recht zu sehen; da geschah es, daß Chiara, die ganz vorne am Rande des Wassers stand, nicht mehr den Stoß aufzuhalten vermochte und im Begriffe war, in's Wasser zu stürzen. Ihr Tod wäre unvermeidlich gewesen, denn alle Gondeln waren von dieser Stelle entfernt und bis die Fischer in ihrer hitzigen Verfolgung des Hilferufens geachtet hätten, wäre die Un-

glückliche wahrscheinlich schon ertrunken gewesen. Aber Jakob hatte sie nicht aus den Augen gelassen, er gewahrte ihre Gefahr; mit der höchsten Anstrengung erfaßte er sie beim Kleide und drückte mit aller Gewalt zurück, um ihr Raum zu verschaffen. Die hinter ihm Stehenden wollten nicht weichen; sie begannen laut zu murren und drohten ihn in den Kanal zu werfen; allein er ließ nicht nach, er nahm die vor Schrecken und Angst beinahe ohnmächtige Chiara auf seinen Arm und arbeitete sich wie ein Verzweifelter durch das Gedränge, bis er aus dem Menschengewühle in's Freie gelangte. Nun sah er sich auf einmal mit seiner süßen Bürde allein; — Donna Teresa hatte ihm vermuthlich durch das Gedränge nicht zu folgen vermocht. Kraftlos, mit geschlossenen Augen hing die holde Gestalt auf seinen Armen, das schöne Antlitz war blaß und aufgelöst hingen die schwarzen Locken den weißen Nacken hinab. Lange Zeit betrachtete Jakob diese schöne Gestalt in ihrer rührenden Hilflosigkeit; da flammte der Drang der heißesten Liebe in ihm gewaltig empor, er vermochte sich nicht länger Gewalt anzuthun; — er drückte einen glühenden Kuß auf ihre bleiche Wange. Sie schlug die Augen auf, drückte ihre Lippen an seinen Mund und flüsterte leise, wie Zephyrswehen! „O mein Retter! o du guter, lieber Jakob!" — Da war ihm, als schlügen alle Pulse seines Lebens zu einem freudigen Akkorde zusammen, als öffne sich der Himmel und lasse seine Sphärenharmonie ertönen; das laute: Eh viva, Bravo! das

vom Kanal aus tausend Kehlen herüberscholl, ertönte ihm wie der Brauthymnus seliger Geister. In höchster Gluth drückte er das Mädchen an seine klopfende Brust und rief: „So ist es wahr, bist Du mein? meine treue, geliebte, liebende Chiara?“ Und mit dem Erröthen der Liebe, das ihr Antlitz verklärte, antwortete sie: „Deine treue, liebende und — o ich glückliches Mädchen! — Deine geliebte Chiara!“

Die Regatta war nun zu Ende; einzelne Menschen, die vom Quai zurückkehrten, mahnten die Liebenden, daß sie nicht allein seien; Chiara hatte ihre Kräfte wieder erhalten; von der Seligkeit der Liebe gehoben, schwebten sie daher, wie im ätherischen Tanze, der väterlichen Wohnung zu, wo sich auch bald nachher Donna Teresa einfand, wacker schmälend, daß man sie allein gelassen und über Chiara's Vorwitz, der leicht ein großes Unglück hätte herbeiführen können.

Was gleicht wohl der Seligkeit der ersten Tage einer jungen Liebe? Leider nichts, als ihre Kürze. Aus der Freudigkeit Jakobs, aus Chiara's stillerem, völlig verklärten Wesen, aus dem beständigen Zusammensein der jungen Leute — denn Chiara hatte sich früher selten in der Arbeitsstube des Vaters sehen lassen — bemerkte die liebe Tante gar bald, was vorgegangen sei. Nun hielt sie es für den rechten Zeitpunkt, dazwischen zu treten und das Eisen zu schmieden, so lange es warm wäre. Ohne Umschweife wurde daher mit Jakob ein förmliches Verhör vorgenommen und ohne Zaudern bekannte er seine Liebe. Nach

manchem hm! hm! so! so! rückte die Tante heraus: „Was soll nun aus alle dem werden? Willst Du das Mädchen eine Weile herumschleppen, sie um ihren guten Ruf bringen und am Ende das Maul abwischen und davon gehen? Dazu ist das Mädel zu gut; also — entweder Du heirathest sie in den nächsten vier Wochen, oder Du scherst Dich aus dem Hause." Jakob fühlte sich aus mehr als einer Rücksicht durch die peremtorischen Reden der Tante sehr verletzt; doch faßte er sich um der Geliebten willen in Geduld und stellte ihr mit aller Sanftmuth die Redlichkeit seiner Liebe und seine Bereitwilligkeit vor, die Geliebte so bald als möglich zum Altare zu führen, er wünsche ja selbst nichts sehnlicher, als sie die Seinige zu nennen; doch sei es so bald unmöglich, weil er davon erst seinen Wohlthäter und zweiten Vater, den Meister Herz, in Kenntniß setzen und dessen Einwilligung erbitten müßte. Dieser Aufschub erboste Donna Teresa ungemein: „Was," schrie sie, „der berühmte Meister Vimerkati würdigt sich, seine engelgleiche Tochter solch einem hergelaufenen Landstreicher zu verheirathen und der besinnt sich noch, das Glück, das ihm wie ein gebratener Vogel herzufliegt, anzunehmen? Warte, das sollst Du mir büßen, Du Bürschchen." Damit rannte sie wie besessen zur Thüre hinaus und schnurstracks in Chiara's Kammer. Welche Philippiken da gegen ihn gehalten worden, können wir nicht berichten; denn auch der ausgebildetste Geschwindschreiber unserer Zeiten würde mit der überaus geläufigen Zunge der

Tante Teresa nicht gleichen Schritt zu halten vermocht haben; aber die Wirkungen derselben empfand Jakob nur zu schmerzlich, als Chiara am Mittagstische mit rothgeweinten Augen erschien und ihn kaum eines Blickes würdigte.

Nach Tische drang er mit den süßesten Schmeichelworten in sie, ihm zu sagen, woher dieses befremdende Betragen rühre? Er erhielt aber nur eine kurze schnippische Antwort; und Jakob empfand jetzt zum ersten Male jene liebenswürdige Eigenschaft der Damen, die schon Tausende und abermals Tausende von Männern zur Desparation getrieben hat und die man „Schmollen" nennt. Er wußte nicht, sollte er darüber trauern, oder sich ärgern; wohl aber merkte er, daß an allem die liebe Tante Schuld sei, welche jetzt beständige Zusammenkünfte mit einigen Gevatterinnen hielt. An diese wandte er sich daher wieder mit den begütigendsten Wörtchen und durch ihre Vermittlung kam endlich der Friede zu Stande, wobei ihr Jakob feierlich versprechen mußte, sogleich an Meister Herz zu schreiben und jeden Falls binnen drei Monaten die Hochzeit zu veranstalten. Er lebte nun wieder eine schöne Zeit der Liebe; Chiara liebte ihn wirklich recht innig und beugte aus Liebe oft ihr eigensinniges Köpfchen. Wenn er den Tag hindurch gearbeitet hatte, gingen sie Abends in Begleitung Teresa's auf den Markusplatz, oder die Zattera entlang spazieren, oder sie saßen zu Hause, Jakob spielte die Geige und Chiara sang mit ihrer gar herrlichen Stimme die schönsten

Lieder, die ihm die tiefste Seele ergriffen; dann hüpfte sie wieder in kindlicher Unbefangenheit um ihn her, tändelte mit seinen Locken, spielte mit ihm Versteckens, erschien in allerlei Verkleidungen, verschiedener Leute Manieren nachäffend, wozu sie ein besonderes Geschick besaß; kurz sie zeigte sich als das liebenswürdigste, unbefangenste Kind. In diesen Augenblicken fühlte sich Jakob so ganz und gar glücklich, daß er oft dankend zum Himmel emporblickte und sich fragte: „Hast Du diese Seligkeit auch wohl verdient?“ Dann gab es aber auch wieder nicht selten andere Momente, wo Betrachtungen trüberer Art in ihm aufstiegen.

Von Meister Herz kam noch immer keine Antwort; was sollte aus ihm werden, wenn dieser seine Einwilligung versagte? Konnte er es wagen, der Dankbarkeit gegen ihn so weit zu vergessen und gegen seinen Willen ein fremdes Weib zu heirathen; er, der diesem Wohlthäter alles verdankte, der in ihm seinen Vater verehrte? Und wenn auch diese Einwilligung erfolgte, würde ihm Chiara in sein rauhes Vaterland folgen, oder sollte er ewig seinen theuren Bergen Lebewohl sagen? Dann war auch sonst der Horizont seines Liebeshimmels nicht ganz wolkenlos; Chiara war zwar liebend und gutmüthig, aber auch eitel, eigensinnig und durchaus nicht haushälterisch; — was überdies Jakobs Vorstellungen und ihre Liebe zu ihm Gutes bewirkten, verdarb wieder Donna Teresa's nichtsnutziger Einfluß. Seit Jakob der erklärte Schwiegersohn Vimerkati's war, bekümmerte sich dieser

wenig mehr um die Arbeit; er ließ den gutmüthigen Deutschen den ganzen Tag schnitzen und leimen und saß behaglich hinter seiner Flasche. Der Unterhalt der ganzen Familie lag daher auf Jakob und machte ihm bei der Trinklust des Alten und der Putzsucht der Geliebten nicht wenig Kummer und Sorge. Eben hatte er mit größtem Fleiße eine Geige für einen sehr reichen Liebhaber gebaut; sie war wirklich ein herrliches Meisterwerk in ihrer Art, ausgezeichnet durch starken männlichen, aber doch höchst angenehmen Ton und von den schönsten Verhältnissen. Der alte Bimarkati nahm sie prüfend in die Hand und untersuchte sie genau; aber je mehr er sie erprobte, um so entschiedener und lauter äußerte sich sein Beifall, bis er endlich, Jakobs Gegenwart vergessend, in die Worte ausbrach: „Wahrhaftig der Bursche ist mir fast über den Kopf gewachsen! Welche Kühnheit im Schnitte. Wie richtige Verhältnisse, die Brust so schön wie die eines Mädchens, der Steg nicht zu engfüßig, der Hals herrlich aufgesetzt; wahrhaftig, die wird den Cremonesern lange um die Ohren summen!“ Damit nahm er den Bogen zur Hand und strich damit auf und ab, jeden Ton sorgsam prüfend; aber jeder sprach mit gleicher Fülle und Reinheit an. Nun legte er die Geige weg, sprang auf Jakob zu und sagte, ihn stürmisch umarmend: „Du bist ein herrlicher Junge! Du verdienst das beste Glück in Venedig!“ Der Besteller war mit dieser Arbeit so zufrieden, daß er ohne zu fragen, ein Röllchen von 40 Zechinen auf den Tisch

legte. Stainer war höchst vergnügt, aber nun ging seine Noth erst recht an. Die beiden Weiber meinten, das Geld könne gar kein Ende nehmen und wenn es auch auf die Neige ginge, so könnte Jakob bald wieder eine andere solche Geige bauen; sie liefen daher den ganzen Tag in die Merceria und kauften bald dies, bald jenes ein; — Chiara mußte schöne Ohrgehänge haben, die Tante brauchte einen neuen Schleier; — Chiara fand, daß ihr ein Kleid von himmelbauem Stoffe gar so herrlich stand; kurz in weniger als einem Viertheile der Zeit, die er dasselbe zu verdienen gebraucht hatte, war das Geld auch schon bis zum letzten Soldo ausgegeben, ohne daß Jakob auch nur ein Glas Wein davon erhalten hätte. Alles dieses jedoch hätte er indeß noch um Chiara's sonstiger Liebenswürdigkeit willen ziemlich leicht ertragen, wenn nicht ein Ereigniß dazwischen getreten wäre, das alle seine Hoffnungen zu vernichten drohte.

Seit geraumer Zeit kam ein Mensch in's Vimercatische Haus, von dem Jakob nichts wußte, als was er von den Andern hörte, daß er Barbaccio heiße, und viel Geld habe. Der alte Signor Pietro konnte ihn wohl leiden, denn er wußte geschickt des Alten Schwachheiten zu erfassen, und sich dadurch einen tüchtigen Stein im Brette zu gewinnen, daß er weidlich auf die Cremoneser schimpfte; bei Donna Teresa aber hatte er sich durch seinen Reichthum und durch einige wohl angebrachte Geschenke so sehr in Gunst und Ansehen zu setzen gewußt, daß Niemand wagen durfte,

auch nur ein schiefes Auge auf ihn zu werfen. Es war ein großer stattlicher Mann, mit scharfen Zügen, gebogener Nase und buschigen Augenbraunen. Obwohl er viel joviales Wesen im Umgange zeigte, so konnte doch Jakob nie ein rechtes Herz zu ihm fassen; so wie hinwieder Barbaccio nicht undeutlich merken ließ, daß ihm der Deutsche zuwider sei. Nicht wenig beunruhigte es daher diesen, als er bemerkte, daß Barbaccio seit einiger Zeit öfter in's Haus kam und Chiaren immer mehr Aufmerksamkeiten erwies. Er machte ihr deshalb Vorwürfe, allein sie behauptete mit der überzeugendsten Miene der Unschuld, daß sie ganz unschuldige Dinge mit dem Herrn verhandle und daß Jakob mit seinen Eifersüchteleien ein Thor sei. Nur zu bald erfuhr er indeß den Zusammenhang der Dinge. Herr Barbaccio war Impresario mehrerer Theater, unter diesen auch von jenem alla Fenice und der damit in Verbindung stehenden Farobank. Durch den Ruf auf Chiara's Stimme aufmerksam gemacht, hatte er gesucht, im Vimerkatischen Hause Zutritt zu erhalten; und jetzt rückte er förmlich mit dem Antrage heraus, Chiaren ein Engagement bei dem Theater zu verschaffen. Die beiden Alten hatte er durch Vorstellung der großen Summen, die das Mädchen verdienen würde, ganz zu gewinnen gewußt; Chiaren dadurch, daß er ihr den gewissen ungemeinen Beifall, den sie erhalten würde, mit den lebhaftesten Farben malte und daher auf ihre Eitelkeit wirkte. Jakob erbebte wie vom Blitze getroffen, als ihm die Tante diesen

Antrag Barbaccio's eröffnete, nicht um ihn zu Rathe zu ziehen, sondern um ihm den Entschluß Chiara's anzukünden. Obwohl sonst wenig in der Kehrseite der Welt bewandert, hatte er doch in Venedig zu viel von der Lebensart der Operistinnen gehört, um nicht sogleich einzusehen, daß die Liebe Chiara's und mit ihr sein ganzes Lebensglück vernichtet würde. Wie außer sich stürzte er fort zur Geliebten, — er bat, er beschwor sie, abzulassen von diesem thörichten, unseligen Vorhaben und sein einfaches, treues Weib zu werden. Er schilderte ihr mit den lebhaftesten Farben die Gefahren, denen sie entgegengehe, den Untergang seiner Liebe, seine Verzweiflung; es gelang ihm, sie zu erschüttern und wankend zu machen. Aber da kam die Tante dazu und bestärkte die Wankende, wie ein böser Genius, in ihrem Eigensinne taub zu bleiben gegen alle Vorstellungen des Geliebten. „Kehre Dich nicht an das einfältige Gewäsche des albernen Deutschen", sagte sie, „es ist die pure dumme Eifersucht, die aus ihm spricht; warum sollst Du, mein holdes Herzenspüppchen, mein schöner Engel, Deine Tage einsam vertrauern und Deine Schönheit ungesehen verwelken lassen? Wozu hat Dir denn der liebe Gott Deine herrliche Stimme gegeben, als daß Du damit die Menschen ergötzest und Dir niedliche runde Zechinen verdienest? Ich wette, der Brummbär wird sie noch einmal gerne einstreichen, wenn er anders die Ehre haben soll, der Mann der prima Donna von Venedig zu werden." Solchen Gründen konnte das eitle Mäd-

chen nicht widerstehen; sie überredete sich dabei selbst, daß es ihr Jakob einmal Dank wissen werde, wenn sie ihm ein musefreies, behagliches Leben bereiten könne; und in diesem Gedanken, so wie in der von der Tante aufgeregten Eitelkeit, fand sie Kraft, dem Flehen, den Thränen des Geliebten ein hartnäckiges Nein entgegenzusetzen. Dieser rannte, den Tod im Herzen, fort, hinaus an's Ufer des Meeres; wild irrte er herum, es war ihm, als seien alle Lichter des Lebens ausgelöscht, als sei finstere Nacht geworden, in der er allein stehe mit seinem unendlichen Schmerze. Glänzender als je, stiegen die Bilder der Heimat in seiner Seele auf; mit heißer Sehnsucht wünschte er sich zurück in seine friedlichen Berge, um dort seinen Schmerz auszweinen, um in der heimathlichen Natur, umweht von den frischen Lüften der Alpen, die Genesung für sein krankes Herz im Tode finden zu können.

Spät in der Nacht kehrte er auf verschiedenen Wegen nach Hause zurück. Als er über die Riva del ferro, unfern des Kaufhauses der Deutschen herschritt, hörte er in einem Seitengäßchen Degengeklirre und den Ruf: „Hilfe, Mörder!“ Obwohl er nur mit einem Stocke bewaffnet, bedachte er sich doch keinen Augenblick, dahin zu eilen, woher der Lärm ertönte; als er um die Ecke des Gäßchens bog, sah er zwei Verlarvte mit bloßen Degen davon eilen, ein Dritter, wahrscheinlich der Angegriffene, hielt sich mit Mühe an der Mauer des nebenstehenden Hauses. Wie erstaunte Jakob, als er in ihm Herrn Georg Welser

erkannte und wie erschrak er, als er ihn durch zwei Stiche in die Brust und in den Unterleib bedeutend verwundet sah. „Um Gottes willen, Herr Welser, was ist mit Euch vorgegangen!“ rief er, „wohin soll ich Euch bringen?“ — „Bist du es, ehrlicher Tiroler,“ antwortete der Gefragte mit matter Stimme, „ich bin zum Tode verwundet, bringe mich in den nebenanliegenden Palazzo Civran, in dessen erstem Stockwerke meine Wohnung ist.“ Jakob bemühte sich in aller Eile seine Wunden zu verbinden, um das heftig ausströmende Blut zu stillen; während dessen wurde der Verwundete ohnmächtig und konnte nur mühsam und mit Hilfe mehrerer dazu gekommener Menschen in die bezeichnete Wohnung gebracht werden. Bediente mit Fackeln stürzten dem traurigen Zuge auf der Treppe entgegen, denn der Ruf des Geschehenen war vorausgeeilt; man brachte den Ohnmächtigen auf sein Bett, schnell war ein Wundarzt bei der Hand, der die Wunden reinigte und sie ordentlich verband. Jakob war nicht von der Seite des Verwundeten gewichen, er leistete ihm alle Hilfe, als sei er sein Bruder; endlich erholte sich dieser und schlug die Augen auf. „Dank Dir, treue Seele,“ lispelte er kaum hörbar, „meine Stunden sind gezählt, ich will sie anwenden, noch etwas Gutes zu thun und Dir zu vergelten.“ Der Wundarzt wollte ihm das Sprechen verbieten, allein er sagte: „Mit mir ist es aus, das fühle ich zu deutlich, ob nun ein paar Stunden früher oder später, gilt gleich. Verlaßt mich,“ befahl er den Umstehenden, „ich muß mit die-

sem jungen Menschen allein sprechen.“ Es geschah, wie er geboten, dann hieß er Jakob sich ganz nahe an sein Bett setzen und hob mit mühsam gesammelten Kräften zu sprechen an: „Ich habe mich öfters nach Dir erkundigt und gehört, daß Du im Begriffe seiest, eine Venezianerin, die Tochter Deines Meisters, zu heirathen. Wenn Dir Dein Leib und Deine Seele lieb sind, so lasse diesen unseligen Gedanken fahren! Die Italienerin versteht nur Eines — zu lieben; ihre Liebe ist aber wild auflodernbes Feuer, genährt von Sinnlichkeit und glühender Fantasie; darum taugt sie nicht für die Ehe, welche eine reine, ruhige Flamme zu ihrem Gedeihen erfordert, genährt durch gegenseitige Achtung und schönes Vertrauen! Du bist ein Mensch in beschränkten Verhältnissen, der seinen Lebensunterhalt durch seiner Hände Arbeit gewinnen muß: glaubst Du, Dein Weib wird verstehen, die Frucht Deines Schweißes zu Rath zu halten? Mit Dir und Deinen Kindern wird sie knickern, auf ihren Putz wird sie es, so lange sie jung ist, hinauswerfen und dem Cicisbeo anhängen; — wenn sie alt ist, werden die plaudernden Gevatterinnen ihr davon helfen. Jetzt ist sie lieblich und hübsch, laß sie ein Jahr mit Dir verheirathet sein und das erste Kind gehabt haben, dann wird sie sich in eine ekelhafte Schmutzdirne verwandeln, deren äußerer Glanz auf den Straßen dem Manne zu Hause nur um so schmerzlicher fällt! Von andern Dingen will ich schweigen, da Du Gottlob! noch zu rein bist, um sie ganz verstehen zu können.

Und vollends höre ich, daß Deine Geliebte zum Theater gehen will, — o das wäre Dein Tod, wie es der meine ist!" Hier lehnte sich der Sprechende ganz erschöpft zurück und überließ Jakob seinen höchst peinlichen Betrachtungen. Nach einer ziemlichen Pause begann er wieder: „Ich liebte ein Mädchen, schön wie der junge Tag im Frühlinge; ich liebte sie heißer, als die Sonne die aufknospende Blume, sie erwiederte meine Liebe mit gleichem Gluthverlangen. Sie war Sängerin beim Theater in Florenz, wo ich sie auf meiner Reise nach Rom kennen lernte; da erschien sie mir so edel, so gut; ich setzte mich ihrethalben über alle Standesverhältnisse weg, ich wagte es gegen den Zorn meiner Verwandten und bot ihr meine Hand. Sie wurde die Meinige, ein halbes Jahr lebte ich im Himmel; nun aber fing sie an, die Ansprüche ihrer Landsmänninnen zu äußern; sie wollte mehr Freiheit, einen Cavaliere servente haben; ich dagegen hatte ganz deutsche Ansichten von der Heiligkeit der Ehe, daher widersetzte ich mich ihrem Verlangen; nun polterte sie, schimpfte und weinte; ich wurde in der ganzen Stadt als ein Barbar verschrieen, der seinem lieben Weibchen die unschuldigsten Freuden versagte. Ich zog hieher, die Schönheit meines Weibes erwarb ihr bald Anbeter; vor ein paar Wochen traf ich, Abends von einem Casino heimkehrend, — o Gott, diese Wunde schmerzt mehr, als die beiden, an denen ich verblute! — ich traf die Treulose in den Armen eines Andern; ich war unbemerkt eingetreten und sah, wie sie sich

voll Zärtlichkeit umarmt hielten, wie die Lippen, die mir Treue geschworen, auf denen eines fremden Mannes ruhten; wüthend stürzte ich hinzu, packte den Schändlichen beim Kragen und warf ihn auf gut deutsche Manier zur Thüre hinaus. Am andern Morgen war mein Weib abgereiset und hinterließ nichts als einen kahlen Zettel: Sie könne mit einem so eifersüchtigen Thoren nicht länger leben, daher habe sie ihren Schmuck und meine Barschaft genommen, um sich anderwärts in der Welt umsehen zu können. Heute habe ich hier," indem er tief seufzend auf seine Wunden zeigte, „den Lohn meiner treuen Liebe und der männlichen Behauptung meines Hausrechtes erhalten! Wenn Dir daher, mein lieber Jakob, Dein zeitliches und ewiges Wohl am Herzen liegt, so gib das Mädchen auf, kehre schnell, um dich ihrer Rache zu entziehen, in Deine heimathlichen Berge zurück; glaube und folge der Warnungsstimme eines Sterbenden, der Dir für Deinen liebevollen Beistand nicht besser zu danken weiß, als durch diesen wohlgemeinten Rath." Der Eintritt des Beichtvaters hinderte den ohnedies ganz Ermatteten weiter zu sprechen; Jakob die Hand drückend, seufzte er: „Lebe wohl, auf nimmer Wiedersehen! Wenn Du glücklich nach Innsbruck kömmst, so bete am Grabe meiner erhabenen Base Philippine für die Seele dessen, der heute noch in der Blüthe seiner Jahre und Kraft dahin schritt und dann schon Staub und Asche sein wird!" Jakob vermochte vor Rührung nicht zu sprechen,

stumm beugte er sich auf die dargereichte Hand und verließ tieferschüttert dieses Haus des Mordes.

Als er in seine Stube trat, war es schon heller Tag; — er war nicht wenig überrascht, auf seinem Tische einen Brief zu finden; hastig und nicht ohne Zittern öffnete er ihn, da er die Hand des Meisters Herz erkannte. Der Brief war kurz und lautete folgendermaßen:

„Lieber Jakob!

Ich bin lange in Italien gewesen und habe dort viel gesehen, darum sage ich Dir nur dieses: heirathest Du Vimerkati's Tochter, so lebe wohl und ich will vergessen, daß ich Dich je wie meinen Sohn liebte; willst Du dieses Verhältniß aber aufgeben, so eile in die Arme dessen, der Dich mit väterlicher Freude empfangen wird!"

Jakob war durch diesen Brief und die kurz vorher erlebten Ereignisse wie vernichtet, in seinem Gemüthe waltete der furchtbarste Kampf zwischen der Erkenntniß des Bessern und dem starken Gefühl seiner Liebe zu Chiara. Er sah beinahe mit Gewißheit ein, daß er mit ihr nicht glücklich leben werde; aber konnte noch weniger einsehen, wie er ohne sie zu leben vermöchte; da warf er sich auf die Kniee und bat Gott aus kindlichem Herzen um Erleuchtung und Kraft. Gestärkt stieg er dann in die Arbeitsstube hinab; Chiara war nicht da, er fragte Teresa nach ihr. Ganz höhnisch antwortete diese: „O sie ist drüben beim Maestro und studirt mit ihm ihren Part für die nächste Stagione ein."

„Nicht möglich!" schrie Jakob. „O ja," entgegnete sie ganz kalt, „geht selbst hinüber, Ihr wißt ja, er wohnt am Ridotto und überzeugt Euch." Jakob lief hin, — es war richtig so, wie Donna Teresa erzählt hatte. Ohne ein Wort zu sagen, stürzte er laut weinend fort. Bei Tische erschien er nicht, da wurde Chiara bange; allein die Tante sprach ihr Muth ein; sie dürfe jetzt nicht nachgeben, er müsse biegen oder brechen." Der Alte, der schon die Haufen Zechinen auf seiner Tochter Tische blinken sah, stimmte der Schwester bei.

Abends trat Jakob in seiner Tirolertracht, die er gleich nach seiner Ankunft in Venedig abgelegt hatte, in die Arbeitsstube Vimerkati's. Er traf dort ihn, seine Tochter und Donna Teresa beisammen. Mit schwer errungener Fassung, aber mit männlich ernstem Entschlusse sprach er: „Chiara, unsere Lebenswege gehen auseinander nach verschiedenen Richtungen, darum ist es besser, wir scheiden gleich am Anfange unserer weitgetrennten Bahnen. Ich sage Dir nur dieses Einzige, Du wirst Dir ein glänzenderes Los erwerben, als Du je an der Seite des armen Jakob gefunden hättest; aber ein Herz, das Dich mehr liebte und Dein wahres Glück inniger wünschte, wirst Du nicht wieder finden. Gold um Liebe," setzte er etwas bitterer hinzu, „man tauscht oft seltsam in der Welt. Euch, Meister Vimerkati, danke ich für alles Gute, so Ihr mir erwiesen, aus ganzem Herzen; ich hätte Euch gerne dafür durch treue Liebe in Eurem Alter gelohnt, aber — Donna Teresa, möge Eure Nichte so glücklich

werden, als Ihr es glaubet, so glücklich, als Ihr mich unglücklich gemacht habt. Lebet alle wohl!" Er streckte die Hand nach Chiaren aus, alle Liebe, die sie je für ihn gefühlt hatte, drängte sich in ihrem Herzen zusammen, laut weinend wollte sie sich an seine Brust werfen, da trat Teresa dazwischen und rief mit zornglühenden Geberden: „Laß ihn laufen, den deutschen Bären, Venedig hat andere Männer, die Deiner Schönheit zu huldigen wissen werden; willst Du Dich ihm an den Hals werfen, ihm, der Dich von sich stößt?" Chiara trat einen Schritt zurück und sagte mit dem rührendsten Tone: „Jakob Du willst, Du kannst mich verlassen?" „Ich muß," antwortete er, indem die mühsam zurückgedrängten Thränen seine Stimme zu ersticken drohten, „ich würde mein Herzblut für Dich geben, aber es muß geschieden sein, unsere Wege liegen zu weit ab von einander." Da flammte eine allverzehrende drohende Gluth aus Chiara's dunkeln Augen, daß Jakob davor erbebte und die Geliebte ganz verwandelt glaubte. „Du sollst diese Stunde einst noch bereuen," sagte sie und verschwand mit Teresa aus dem Zimmer. „Gott segne Dich, mein Junge!" sprach nun der alte Vimerkati, indem er Jakob herzlich umarmte, „ich habe Dich lieb gehabt und dachte nicht, daß es so kommen sollte. Doch wie es nun ist, rathe ich Dir, mache Dich eilig weg aus Venedig, eine Nacht länger in diesen Lagunen könnte nicht gut für Dich ausschlagen." Jakob drückte ihm die Hand und schritt eilig von dannen.

Jahre waren seit dieser Begebenheit in Venedig verflossen; Stainer war ohne Unfall nach Hause gekommen, von Herz mit der Freude eines Vaters aufgenommen worden und arbeitete nun mit rastloser Thätigkeit und immer besserem Erfolge, so daß er eines ausgezeichneten Rufes genoß und aus weiter Ferne Bestellungen erhielt, aber keine Heiterkeit kam mehr in seine Seele, er war immerfort trübe und verschlossen. Einsam lebte er im Sommer in einem erkauften Häuschen in Absam, im Winter in Innsbruck bei Meister Herz, der auch seinen einzigen Umgang bildete. Die frohesten Stunden waren ihm, wenn er mit seinem Freunde von Italien sprechen konnte und dieser mit jugendlicher Lebendigkeit das Land, das Volk und seine dort erlebten Abenteuer schilderte. Dann fühlte sich Jakob wieder heimisch, die Vergangenheit stieg in ihm auf mit allen ihren Wonnen und Schmerzen. Mit fast unwiderstehlicher Gewalt zog ihn die Sehnsucht nach Süden; oft glaubte er, Schwingen müßten ihm wachsen und er müsse hinfliegen in das Land seiner Träume, dort sein verlornes Glück zu finden. Dann nahm er seine Geige, rannte hinaus in die Berge, in die dunkeln Föhrenwälder und suchte den nagenden Schmerz seiner Brust durch linde Töne, durch die heilige Waldeinsamkeit zur Ruhe zu sprechen. Aber nicht mehr besuchten ihn die frommen Träume seiner Jugend auf der schwellenden Moosdecke; finstere Bilder zogen mehrentheils an ihm vorüber, oder die Gestalten auftauchender Erinnerungen

an die Tage seiner Liebe, seiner Entsagung. Aus dem tiefsten Dunkel des Waldes trat ihm Chiara's bleiche Gestalt liebeflehend entgegen; oft wollte er auf sie zueilen, da verschwand sie mit drohender Geberde. Trostlos und finster, wie er ausgegangen war, kam er zurück. Die Bauern des Dorfes meinten deshalb, man habe es ihm angethan und es sei nicht recht geheuer mit ihm.

So vergingen Jahre und Jahre unter Leiden und dem freundlichen Troste seines treuen, väterlich gesinnten Meisters Daniel. Als sein Schmerz etwas ruhiger zu werden schien, ließ dieser nicht nach, ihn zu bereden, er möchte heirathen; denn ein braves, liebendes Weib hielt Herz für das beste Mittel, den finstern Geist zu bannen. Gewohnt, von diesem Freunde sich ganz leiten zu lassen, gab er seinem Zureden nach und heirathete Margaretha Holzhammer, die Tochter eines ehrsamen Bürgers von Hall. Wirklich erschien des Freundes Ansicht gerechtfertigt; in dem Umgange mit seinem frommen liebenden Weibe lebte Stainer ruhig und dem äußern Anscheine nach glücklich. Er arbeitete von jetzt an mit doppeltem Fleiße und was bei Künstlern selten ist, seine Bestrebungen wurden so allgemein anerkannt, daß sich dadurch sogar der Kaiser Leopold I. bewogen fand, ihn zu seinem Hofgeigenmacher zu ernennen.

Eine sehr tiefe Wunde aber schlug seinem Gemüthe neuerdings der bald darauf erfolgte Tod seines einzigen Freundes, der ihn ganz verstand, des Meisters

Daniel Herz. Tief trauernd folgte er seinem Sarge und seine angelegenste Sorge war, ihm einen Grabstein setzen zu lassen. Er verfertigte die Grabschrift selbst und sie spricht auf eine einfache rührende Weise den Werth des darunter Ruhenden aus; sie zeugt zugleich von Stainer's einfachem frommen Gemüthe:

Hier liegt mein Leib und der ist todt,
Meine Werke, die leben und loben Gott.

Von diesem Zeitpunkte an kehrte Stainer's alte Schwermuth mit doppelter Gewalt zurück. Herz hatte ihn zum Erben eingesetzt; dadurch wohlhabend geworden, war er der Sorge für den Unterhalt seiner Familie enthoben; daher arbeitete er jetzt wenig mehr; er schweifte wieder herum, die Geige unter dem Arm und wurde durch die fortwährende Uebung ein ausgezeichneter Künstler.

Da geschah es, daß der venedische Gesandte durch Innsbruck reiste und sich einige Tage daselbst aufhielt. Die Herren von der Regierung bemühten sich, ihm den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen; unter andern veranstaltete der Regierungspräsident Graf Ferrari eine musikalische Unterhaltung in seiner Wohnung, zu welcher auch Stainer als ein besonders geschickter Virtuose beschieden wurde. Die Musik hatte angefangen, auch Stainer hatte mit großem Beifalle aller Anwesenden gespielt, als der Gesandte sagte, er habe eine vorzügliche Sängerin in seinem Gefolge, die aus Gefälligkeit gegen den gütigen Herrn des Hauses eine Arie singen werde. Bei diesen Worten winkte

der Gesandte und eine verschleierte Dame trat aus der Gesellschaft hervor. Die Arie, welche sie singen wollte, hatte obligate Violinbegleitung und Stainer wurde aufgefordert, diese zu spielen. Er stellte sich an das Notenpult, etwas hinter die Sängerin, so daß er ihr nicht in's Gesicht sehen konnte, als sie während des Ritornells den Schleier zurückschlug. Sie war schon ziemlich über die Blüthe der Jahre hinaus, aber von so vollem ebenmäßigen Körperbaue und solcher Schönheit des Antlitzes, daß sich in der ganzen Gesellschaft zugleich eine Bewegung freudiger Ueberraschung kund that. Sie begann die ersten Töne; es war Chiaren's Stimme, noch ganz in der Fülle und Reinheit ihrer Jugend. Jakob wußte nicht, sollte er seinen Ohren trauen; der Bogen schwankte in seiner Hand, er wagte nicht die Augen aufzuschlagen, um sich Gewißheit zu verschaffen; je mehrere Takte sie sang, um so mehr glaubte er sich zu überzeugen, daß sie es sei. Endlich wagte er die Augen zu ihr zu erheben; — es war Chiara. Da sank die Geige aus seiner Hand, er taumelte zurück und schwankte in den nächsten Stuhl; all sein Blut drängte sich zum Herzen, er glaubte vergehen zu müssen. Es entstand eine allgemeine Bewegung unter der Gesellschaft, man wollte ihm zu Hilfe eilen; die Sängerin sprang mit der größten Hast zum nächsten Kredenztische, nahm ein Glas Wein und reichte es dem beinahe Ohnmächtigen zur Stärkung. Mit zitternder Hand nahm er es, that einen Zug daraus und ließ es dann, wie von einem plötz-

lichen Schwindel übermannt, zu Boden fallen. Mit einem Blicke, der Stainern wie flüssiges Feuer durch die Brust drang, sagte sie hierauf halb leise: „Du hast meine Seele verderbt, ich die Deine, wir sind quitt.“ Mit diesen Worten entschlüpfte sie unter der Menge der übrigen Gäste, die Stainern theilnehmend umgaben. Der Herr des Hauses ließ ihn in einer Sänfte in seine Wohnung tragen, wo er sogleich zu Bette gebracht und ein Arzt geholt wurde. Er schien nichts zu bemerken, was um ihn vorging; immer brannte Chiara's furchtbarer Blick in seiner Seele; immer erklangen ihm ihre Worte. Diese und ihre Reise im Gefolge des Gesandten gaben ihm ein grauenhaftes Licht über ihre Lebensverhältnisse und er klagte sich verzweifelnd als den Mörder ihrer Unschuld an; er konnte sich von dem Gedanken nicht lossagen, daß er sie durch seine übereilte Flucht aus Venedig der Verführung, dem Verderben Preis gegeben habe. Am andern Tage zeigte sich ein heftiges Nervenfieber, während dessen der Kranke in einem beständigen Delirium lag. Die Kunst der Aerzte und mehr noch die Kraft seines in der Blüthe des Mannesalters stehenden Körpers retteten zwar sein Leben, aber der edelste Theil desselben, das freie Bewußtsein, war dahin. Stainer lebte noch viele Jahre, aber nie wurde er seiner Geistesfreiheit ganz mächtig; — seine Tage flossen bald in stillem, bald in tobendem Wahnsinne dahin, bis die Hand des Allerbarmers seinen Leiden ein Ziel setzte und den gefesselten Geist aus den schweren

Banden befreiend, ihn einführte in das Reich der Klarheit und des Friedens.

Noch zeigt man in Absam in Stainers Hause die Bank, an der der Unglückliche in den Perioden des Tollsinnes gebunden und das Loch darin, durch das der ihn fesselnde Strick gezogen wurde.

Zwei Jahre nach dem Tode kam an einem stürmischen Wintertage eine fremde Bettlerin in das Dorf; blaß, abgezehrt und von einer langen Wanderung erschöpft kehrte sie im Pfarrhofe zu und bat in gebrochenem Deutsch nicht um Almosen, sondern daß der Pfarrer sie Beicht höre. Dieser willfahrte ihr, — sie mußte schwere Sünden zu büßen haben, denn erst nach mehreren Stunden trat sie aus des Pfarrers Zimmer den Gang in die Kirche an, in welcher sie beim Schlusse derselben Abends der Meßner noch eifrig betend fand. Auf sein Geheiß entfernte sie sich, er beachtete nicht wohin! Am andern Morgen aber fand man sie todt auf Stainers Grabe.

Jakob Stainer.

Dichtung

von

Hermann v. Gilm.

I.

Der Geigenmacher Stainer
Geht pfeifend durch den Wald,
Ein Meister, wie wohl keiner
Geboren wird so bald.

Er geht an hohen Buchen
An alten Eichen stolz
Vorbei, was er zu suchen
Wohnt nicht in jedem Holz.

Doch dort im Sonnenlichte
Von epheugrüner Wand
Schaut eine Haselfichte
Hinab in's weite Land;

Sie bückt sich hin und wieder
Wie Gemsen auf der Wacht,
Daß ihr das knappe Mieder
Aus weißem Atlas kracht

Der Meister klimmt geschwinde
Die steile Wand empor,
Und an des Baumes Rinde
Legt horchend er sein Ohr,

Dann schlägt er mit dem Hammer
Voll Furcht und Hoffnung an,
Als hätt' er's an der Kammer
Von seinem Lieb gethan.

Und d'rinnen tönt's wie Klage
Wie leises Weinen fast,
Und zitternd geht die Frage
Der Angst durch jeden Ast.

Der Meister ohn' Erbarmen
Klopft fort und horcht dabei,
Bis sich der Brust der Armen
Entreißt ein wilder Schrei.

„Die singt, wie ein vom Pfeile
In's Herz getroff'ner Schwan",
Ruft er, und greift zum Beile
Und fängt sein Handwerk an.

Er legt mit manchem Streiche
Den Baum in's weiche Moos,
Und schält der schönen Leiche
Den weißen Körper bloß.

Und dann? was sag' ich weiter
Von all des Baumes Pracht
Bleibt nur ein Arm voll Scheiter
Und Streu für eine Nacht.

II.

Es geht der Tag zur Neige,
Mit einem Gott sei Dank
Springt mit der neuen Geige
Der Meister von der Bank.

Er klopft sie auf den Rücken
Freut sich des hellen Schalls,
Liebkost mit trunk'nen Blicken
Den fein gebog'nen Hals.

„Du sollst es nun berichten
Mein jüngstes Schmerzenskind
Ob noch in unsern Fichten
Verborg'ne Lieder sind."

„Und ob's an Einem fehle,
Der besseres, als Gneiß,
Als Salz und Gold — die Seele
Tirols zu finden weiß."

Er spricht's, und mit dem Bogen
Verlangt er seinen Lohn —
Doch, was da kommt gezogen,
Ist mehr als Geigenton.

Das ist lebend'ge Stimme
Die bald in Thränen schwimmt,
Und bald mit wildem Grimme
Sich süße Rache nimmt.

„Wohl Marter nun um Marter,
Denn reden kann ich jetzt
Hast du nicht selber, Harter,
Die Zung' mir eingesetzt?"

Gib mir der Jugend Tage
Des Waldes süßes Glück,
Das du mit einen Schlage
Zertrümmert hast, zurück."

„Wo mir durch jede Ader
Der Frühling klingend zog
Und singend das Geschwader
Der Vögel zu mir flog;"

„Wo Tags durch meine Krone
Ein lindes Säuseln lief,
Und Nachts die Anemone
Zu meinen Füßen schlief."

„Gib mir des Daseins Wonne,
Das Kleid, das du gelöst,
Den Leib, den vor der Sonne
Der keuschen, du entblößt.“

„Die Seele willst du, Meister,
Die Seele, splitternackt —
Thor du! die freien Geister
Geh'n nicht nach deinem Takt.“

So muß der Meister geigen,
Bis sich am Himmelsraum
Die ersten Wolken zeigen
Mit rosenrothem Saum.

Bis seine Füße wanken
Und er mit starrer Hand
Im letzten Lichtgedanken
Die Geig' wirft an die Wand.

Die Sonn' geht auf in reiner
Und strahlenvoller Pracht,
Jedoch der arme Stainer
Liegt in des Wahnsinns Nacht.









